Ex Libris Parochi: A.o 1726. J. N. Weislinger Waldulm:

Die gestriegelte Rocken-Philosophie,

Oder
Aufrichtige Untersuchung
derer
Von vielen *super*-klugen Weibern
hochgehaltenen

Aberglauben,

Allen denen nützlich zu lesen, die entweder schon ehemahls von ein- und andern Aberglauben betrogen worden sind, oder noch betrogen werden können;
An das Licht gestellet von dem,
der einem iedweden die Wahrheit
Ins Gesicht Saget.

Anderer Band,
oder fünfftes und sechstes Hundert.

CHEMNITZ,
zufinden bey Conrad Stößeln/ 1722.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

Ad Lectorem.

Einer soll dem andern dienen. Das ist eine allgemeine Pflicht, der sich kein Mensch, geschweige ein Christ zu entziehen hat. Niemand soll meynen, er sey *sibi soli natus*, bloß und allein um sein selbst willen auf diese Welt kommen, sondern daß er auch andern zu Dienst und Liebe lebe. Hebet gleich die Liebe von sich selbst an, so höret sie doch nicht bey ihr selbst auf, und suchet nicht allein das ihrige, sondern hilfft auch dem Nächsten allenthalben mit Rath und That: je edler auch das Gemüth an

BAYERISCHE STAATS- BIBLIOTHEK

einem Menschen, desto williger läßt er sich finden, des andern Bestes zu befördern; er hält mit jenem löbl. Käyser den Tag vor verlohren, an welchem er niemand einigen Dienst und geneigten Willen erwiesen hat; gleich der Sonnen, dem edlen Geschöpffe GOttes, die ihr Licht und Wärme nicht vor sich behält, sondern der Unterwelt mittheilet, und also derselben Dienerin ist: Wie es hingegen ein Zeichen eines unedlen Gemüthes ist an einem Menschen, wenn er sichs verdriessen läßt dem Nächsten zu Gefalle über die Stube zu gehen, das Maul aufzuthun oder eine Feder anzusetzen, und dem alles, was er in eines andern Sachen thut, aufs theuerste muß abgekaufft und bezahlt werden. Wenn wir unsern eigenen Leib ansehen, so werden wir gewahr, wie an demselben ein Glied dem andern dient, nicht nur die geringer zu seyn scheinen denen, die vor

ehr=

ehrlicher gehalten werden, sondern auch diese jenen, uns zur heiml. Erinnerung, daß wir einander nutze seyn sollen, indem wir unter einander Glieder sind; Glieder, was so wohl das politische gemeine Wesen, als auch was die Christl. *Republique* anbetrifft, und also in einer solchen Verbindung stehen, daß einer dem andern zu dienen gehalten, indem der Niedrige des Hohen bedarff, und der Hohe des Niedrigen nicht wohl entbehren kan. Der gelehrte Mann und *Bibliothecarius* zu Heydelberg, *Janus Gruterus*, soll überaus dienstwillig gewesen seyn, und einem iedweden, der ihn angesprochen, gern gewillfahret haben, ungeachtet er nachgehends vielmahl erfahren müssen, daß seine Wohlthaten nicht allezeit zum besten sind angelegt worden.* Der Heydnische Poet *Menander* hat nicht unrecht geschrie-

*) vid. Witten. Mem. Philos. Dec. II. p. 254.

ben: χρηςὸς ἀνὴρ κοινὸν ἀγαθὸν, ein rechtschaffener Mann sey ein gemein Gut. Er dient dem gemeinen Besten mit der Gabe, die er empfangen hat, und schafft Nutzen, so gut er kan u. weiß.

Der werthe Mann, der diese Aberglauben zusammen getragen und durch den Druck gemein gemacht hat, hat dabey wohl keine andere *Intention* gehabt, als daß er seinem Nächsten damit dienen wollen. Er hat wahrgenommen, wie in dem gemeinen Leben alles mit Aberglauben angefüllet, und der Welt ihr so ergeben sey, ungeachtet er, wie ihn eine gelehrte Feder beschreibet,* nichts anders ist als eine vergebliche Hochachtung eines Dinges, welches weder von GOtt geboten noch natürliche Ursachen hat, und doch aus demselben entweder böses oder gutes *ominir*et wird. So meynte

*) Geier. Diss. de Superstit. c. 1. §. 4. sq.

te er denn, einen guten Dienst gethan zu haben, wenn er solcher Aberglauben natürl. Gestalt aufdeckte, und denen, die solche nicht gnug einsähen, die *absurdit*äten davon vor Augen legte, ob die in diesen Dingen so albere Welt einmahl wolte anfangen klüger zu werden, und die abgeschmackte Possen zu erkennen; fast wie auch in der gelehrten Welt viel *pedanterey*en in bißherigen Zeiten sind aufgedecket worden, und man nunmehro Mittel gefunden hat, gesünder zu *philosophir*en. Es hat ein gewisser Prediger um hiesige Gegend sich diese Aberglauben zur Gelegenheit dienen lassen, in einem Jahrgange seiner Gemeinde, in welcher auch viel abergläubisches Wesen *passir*et, in iedem *Exordio* einen Aberglauben vorzuhalten, und drauf aus dem Evangelio eine wahre Glaubens-Lehre vorzutragen, welches denn mit sonderbarer Erbauung

ist gethan gewesen. Und so ist kein Zweiffel, es werde der Nutz von dieser Vorstellung sich noch bey andern Gelegenheiten vielfältig zeigen. Nachdem nun von solchen Aberglauben zuvor Vier-Hundert sind *edir*et gewesen, so kömmt nunmehro zu solchen hiermit auch das fünffte und sechste Hundert, wobey es auch sein Bewenden haben wird. Denn indem ich dieses schreibe, so erfahre ich, daß der Hr. *Autor* ausgedient, und vor einigen Tagen zu GOtt, dem er gedient, in Friede aufgenommen worden. Der geneigte Leser wird sich solcher Arbeit zu seinen Gefallen bedienen, zu dessen Diensten man noch fernerweit sich wird bereit finden lassen. Geschrieben zu Chemnitz *d. 22. April. 1722.*

Die gestriegelte Rocken-Philosophie,

Oder
Aufrichtige Untersuchung
derer
Von vielen *super*-klugen Weibern
hochgehaltenen

Aberglauben,

Allen denen nützlich zu lesen / die entweder schon ehemahls von ein- und andern Aberglauben betrogen worden sind, oder noch betrogen werden können;
An das Licht gestellet von dem, der einem jedweden die Wahrheit Ins Gesicht Saget.

Das vierdte Hundert.

CHEMNITZ,
Zufinden bey Conrad Stösseln / 1718.

Das 1. Capitel.

Wer den Schlucken hat/ der stecke ein bloß Messer in eine Kanne mit Bier/ und trincke einen guten Trunck in einem Oden davon.

DAs erste Gerichte das beste, pflegt man insgemein zu sagen; Also trifft es gleich itzt auch/daß ich zu diesem ersten Capitel eine Materie anzurichten überkomme, woran sich nur dieser Tage einer bey nahe den Tod gefressen oder vielmehr gesoffen hat, wie hernach soll gemeldet werden. Das letzte Capitel in dem vorigen 3ten Hundert derer Aberglauben handelt von dem rein-auf essen derer auf dem Tische stehenden Speisen; Dieser itzt vorhabende Punct aber handelt von solchen Instrumenten, die zum Fressen und Sauffen geschickt sind, nehmlich von einem blossen Messer in einer Kannen mit Biere angefüllet. Ich sage aber nicht sonder Ursach Fressen und Sauffen, weil auf das nothdürfftige Essen und Trincken nicht leichte ein Schlucken erfolget/ als wie aufs Fressen und Sauffen gewöhnlich zu geschehen pfleget. Wenn sich denn mancher dermassen mit Essen und Trincken angefüllet hat, daß er kaum Odem holen kan, und wie eine Herbst-Sau anfänget zu gruntzen und

zu schlucken, da heist es alsdenn: Man müsse/ so zu reden, Hunds-Haare aufn Hunds-Biß legen, und sey der beste Rath, daß man einen wackern Pommerischen Soff in einem Odem thue, so soll der Schlucken wieder vergehen. Dieses mag wohl recht heissen, den Teufel durch Beelsebub austreiben. Auf daß auch die Sache ein desto besseres Ansehen gewinnen, und mehr Nachdencken erwecken möge, so muß ein blosses Messer in die Kanne gesteckt, und also davon getruncken werden. Wenn ich nun von diesem Puncte meine aufrichtige Meynung soll an den Tag legen/ so sage ich/ und ist auch einem ieden, der ein wenig Verstand hat, ohne dem schon bekannt, daß der Schlucken herkomme entweder von einem erkalteten, oder überfülleten Magen, wodurch in dem Magen-Munde einige alteration, und also, wieder des Patienten Willen, ein Schlucken entstehet. Wo nun etwa einige geringe alteration der vorigen entgegen kömmt, als zum Exempel / ein unverhofftes Schrecken, oder auch eine sonderliche Verwunderung, ingleichen ein etwas langes Odem-halten, wie auch ein unverhoffter Zorn, so macht diese alteration jene gleichsam zu nichte, und der Schlucken lässet nach. Wer nun einen starcken Soff Bier thut, der muß hiermit den Odem auch lange an sich halten, und wird durch das viele Schlingen der Magen-Mund gleichfalls wieder alteriret/ worbey zu weilen der Schlucken nachlässet. Aber was soll das Messer in der Kannen machen? sicherlich nicht

das allergeringste, und würde ich das Trincken vor den Schlucken nicht vor einen Aberglauben erkennen, wenn nicht die Hasen-Possen mit dem Messer darzu kämen. Was aber vor ein Nutzen aus solchen Gauckelpossen zu erwachsen pfleget, das hat sich unlängst in folgender Begebenheit ausgewiesen: Als nur diese Tage ein gewisser Bier-Schencke den Schlucken (ohne Zweifel von vielen Sauffen) bekommen, und diesen ietzt vorhabenden Punct, als sein gewöhnliches remedium wider den Schlucken, auch zu practiciren vorgenommen / und das Messer in die Kanne hinein geworffen, woraus er, sammt etlichen Gästen, unter welchen etliche fremde Mühl-Knechte waren, trancke, wolten die Mühl-Knechte nicht mehr aus dieser Kannen trincken, vorgebende, der Wirth hätte mit dem Messer etwas gehext, kamen auch darüber in einen hefftigen Streit, und von diesem gar zum Schlägen, und tractirten den Wirth so unbarmhertzig / daß ihm zwar von dieser alteration der Schlucken vergangen ist, hingegen aber hat er nicht alleine die gefährlichen Schläge empfangen, sondern den Schlucken leider gar mit der schweren Noth oder Fresel verwechselt, daß auch an seiner Genesung sehr gezweiffelt wird. Aus dieser Begebenheit ist zu schliessen, was der Satan vor Freude an practicirung derer Aberglauben habe. Hätte der Wirth nicht den närrischen Aberglauben mit dem Messer practiciret, so wäre er in keinen Verdacht des Zauberns gekommen, und wären ihm keine Schläge zu Theil

worden, wäre auch ietzt solchem gefährlichen Zufall nicht unterworffen. Und besorge ich/ daß, wenn er sich nicht bey Zeiten in die Cur eines verständigen Medici und Chirurgi begeben wird, denn bißher hat ihn ein ruchloser, verwegener, unerfahrner Esel, ein Schaaf-Schinder von einem Dorff, verbunden, dieser Zufall noch wohl sein Leben kosten dürffte.

Das 2. Capitel.

Wenn ein Krancker oder Sterbender Hüner-Tauben- oder andere Vogel-Federn unter sich hat/ so kan er nicht sterben.

WEnn Alexander Magnus dieses Kunststücklein hätte gewust, so hätte er nicht, wie ein Bettseicher, verschämt stehen müssen, als auf sein großsprecherisch Anerbieten (einem ieden zu geben, was er begehre,) der Philosophus Unsterblichkeit haben wolte, sondern er würde bald mit denen Hüner- oder Vogel-Federn seyn parat gewesen, und solche unterzulegen recommendiret haben. Scheinet demnach, daß die alte Welt in den übernatürlichen Künsten nicht mag so weit gekommen seyn, als wie ietzo theils super-kluge Weiber, durch ihre fleißige Erforschung/ alles ergrübelt haben, und wenn sie ferner also fortfahren, so scheinets, als ob sie gar dem grossen GOtt in seine Gerichte sehen, und seine Geheimnüsse, so zu reden, erforschen wolten. Aber, o ihr fürwitzigen super-klugen Taschen!

Ma-

Manum de tabula! es sind Weinbeere darinnen. Greiffet ihr zu tieff, so werdet ihr gewaltig auf die Finger geklopffet werden. Uberdiß werdet ihr mit euren eingebildeten Künsten so kahl beste- hen/ als nimmermehr Alexander mit seinen Ver- heissungen. Denn was diesen ietzigen Punct an- langet, so ist die darinnen steckende Thorheit ja mehr als zu offenbar, weil noch kein einig Exem- pel vorhanden ist/ welches erweiset, daß iemahls eines Menschen Leben sey nur einen Tag durch Unterlegung der Hüner oder Vogel-Federn er- långert worden. Ja die Hüner und Vögel er- sterben ja selbst auf ihren eigenen Federn, wie sollen den solche Federn denen Menschen einige Unsterblichkeit zu wege bringen können? Wenn derjenige nicht sterben kan/ welcher Vogel- oder Hüner-Federn unter sich hat, ey, warum lassen denn die Weiber ihre Männer auf lauter Gän- se-Federn dahin sterben, und wenn sie todt sind, warum stellen sich denn diese falschen Schwe- stern so kläglich, als ob sie sich mit den abge- schiedenen Männern wolten lebendig vergraben lassen, ja sagen wohl gar, wenn es möglich wäre gewesen, den Männern das Leben damit zu er- halten, sie wolten gern an statt ihrer gestorben seyn. Hätten nun die Vogel-Federn solche Krafft, wie oben gesagt, so könnte ja der Tod gar leichte damit aus der Welt gejaget werden; oder aber, wenn er nicht selbst wolte Hunger und Kummer leiden/ müste er Ratten und Mäuse oder ander Ungezieffer erwürgen. Auf daß ich mich aber nicht zu lange hierbey aufhalte, so sagt

mir doch, ihr Weiber, woher die Krafft der Hüner-Federn komme, daß sie einen nicht sterben lassen? Wollet ihr irgend vermeynen, weil der Hahn so munterer und wachsamer Natur wäre? so sag ich euch dargegen, es würde mir schwer fallen, die Gänß eben mit dieser Tugend zu beehren, und will euch nur in die Engels-Burg nach Rom gewiesen haben, allda nachzufragen, aus was Ursachen daselbst allezeit ein paar lebendige Gänse gehalten werden? Daß man keine Hüner- oder Vogel-Federn in die Betten thut/ das hat andre Ursachen, weil nehmlich selbige sich nicht so wohl halten/ als wie die Gänse-Federn, und klümpern sich einige zusammen, und einige bekommen bald Milben und Motten, daß also die guten Gänse-Federn sammt jenen verderben würden/ wenn man sie mit untermischen, und in die Betten stecken wolte. Daß man aber auf Hüner- und Vogel-Federn nicht soll sterben können, ist, mit Ehren zu melden, eine offenbare Lügen. Es wollen auch einige unkluge Weiber sagen, ob könne man auf solchen Federn gar nicht schlaffen, aber ich habe aus der Erfahrung so viel, daß es auch nicht wahr sey. Wenn aber an diesem Puncte das geringste wahr wäre, so wolte ich sagen, es rühre etwan die Ursach daher, daß die Hahnreyschafft so lange daure, und nicht einmahl in der verdammten Welt absterbe, weil sie durch die Hahnen-Federn gleichsam immer aufs neue belebet werde, daß sie nicht absterben könnte. Und wer weiß, ob nicht hieran die Weiber diese geheime Kunst observiret haben?

Das 3. Capitel.

Wenn der Wind sehr wehet / so kan man solchen stillen / wenn man einen Mehl-Sack ausstäubet / und darzu spricht: Siehe da / Wind / koch ein Muß für dein Kind.

Bey dem Evangelisten Matthäo Cap. 8. v. 27. heist es: Die Menschen aber verwunderten sich, und sprachen: Was ist das für ein Mann, daß ihm Wind und Meer gehorsam ist? Denn da der HErr JEsus das wütende Meer und den stürmenden Wind bedräuete, wurde es zu iedermanns Verwunderung alsbald stille. Hier nach diesem Puncte wollen sich des HErrn JEsu seine Affen sehen lassen, und auch den Wind besänfftigen. Allein, ohne daß diese Verrichtung ihnen nicht zukömmt, so gehen sie einen gantz andern Weg, und halten einen lächerlichen Gebrauch zu solcher Wind-Stillung. Denn wenn der HErr JEsus aus eigener göttlicher Macht den Wind bedräuet, so kommen diese Affen mit einer Schmeichel-Rede aufgezogen, und melden sich mit ihrem Geschencke, damit sie den zornigen und stürmenden Wind begütigen wollen, wenn sie sprechen: Siehe da, Wind! koche ein Muß für dein Kind. Das ist eine Practica nach dem heutigen Staat, da es heisset: Wer wohl schmiert, der fähret wohl, i. e. wer wacker spendiret, der erhält, was er will. Aber was hat denn der Wind vor ein Kind, das Brey oder

Muß isset? Es ist sicherlich eine recht zauberhaffte Handlung, und zugleich auch recht närrisch und unbedachtsam, und können es die Heyden kaum närrischer machen, dennoch aber sollen die Bäyerischen Bauern dieses albere Stücklein noch sehr practiciren und im Brauch haben. Ob sie aber in Wahrheit etwas damit effectuiren, daran zweifele ich sehr, weil es natürlicher Weise ohnmöglich geschicht; soferne es aber geschicht, so thut es der Teufel auf folgende Weise: Erstlich weiß der Satan schon, wer ihm dienet und anhanget, oder solchen abergläubischen Fratzen Glauben zustellet; wenn denn ein Wind entstehet, so weiß der Satan solche Narren schon so lange aufzuhalten, und an seinen Stricken herumzuführen / biß er aus natürlichen Umständen, als ein kluger Natur-Kündiger, vermercket, daß der Wind bald einhalten werde zu stürmen, alsdenn giebt er seinen lieben Getreuen Anlaß und Gelegenheit / ihr vermeynt Kunst-Stücklein zu probiren, und den Mehl-Sack auf vorbeschriebene Weise auszustöbern. Wenn denn hernach der Wind nachlässet, so schwüren solche verblendete Affen Stein und Bein, ihre Gauckeley habe solches zuwege gebracht, sie wissen aber nicht, daß der Teufel ein Schelm ist, der sie nur damit betreuget.

Das 4. Capitel.

Wenn man sich gewaschen hat / und trocknet die Hände an das Tischtuch / so bekömmt man Wartzen.

Hö-

Hoeret doch, ihr Abergläubischen! wenn ihr kein Tischtuch hättet, und decketet eine feine grosse Handqvele auf den Tisch, und speisetet darauf, so wäre die Handqvele ein Tischtuch, und auch eine Handqvele, ihr würdet auch kein Bedencken tragen, euch daran, auf bedürffenden Fall, zu trocknen, ohne Besorgung, daß ihr Wartzen möchtet bekommen: Oder, wenn ihr Mangel an Handqvelen, und hingegen guten Vorrath von Tischtüchern hättet, so würdet ihr, ohne Zweifel, etliche Tischtücher spalten, und Qvelen draus machen, und wenn ihr die Hände hieran trocknet / so bekommt ihr keine Wartzen; aber wenn ihr sie vorher hättet an das Tuch getrocknet, ehe es zur Handqvele gemacht wurde, so glaubet ihr, daß ihr Wartzen bekämet. Wie gehet nun aber dieses zu, daß der blose Nahme (Tischtuch) soll Wartzen machen? Ohne Zweifel mögen die Narren-Possen daher rühren, daß irgend einmahl iemand sich an ein Tischtuch hat getrocknet gehabt, an welchem gekochte Erbsen oder Linsen, die man vorher zur Speise gehabt, gehangen, und sich hiermit an die Hände geklebet haben, dieses mag ein anders gesehen und gedacht haben, es wären Wartzen; als er nun gefragt, wo er zu den Wartzen käme, kan er zur Antwort bekommen haben, wenn man sich an ein Tischtuch trocknete, so bekäme man Wartzen. Wenn mir nun die abergläubischen Narren nicht wollen glauben, so gebe ich ihnen ferner zu bedencken, daß ja viel tausend mahl die Hände an die Tisch-Tücher gewischt werden, wenn

man

man über Tische die Hände mit der Speise beschmieret hat, und hat keine Serviette oder ander Tuch bey der Hand, ohne daß iemand davon Wartzen bekömmet, würden auch, wenn sie hiervon wüchsen, wenig Leute seyn, denen die Hände nicht voller Wartzen sitzen würden. Oder, will man irgend einen Unterscheid machen unter dem Abwischen, weñ man sich besudelt, und unter dem Abwischen, wenn man sich gewaschen hat, so muß ichs zwar geschehen lassen, es würde aber dieser Unterscheid nicht besser seyn, als der, wenn eine Hure spräche: Der Kerl, der sie geschwängert hätte, der hätte sich eben barbieren lassen, und wäre so fein glatt um das Maul gewesen, hiervon hätte sie das Kind bekommen; vorher aber hätte es ihr nicht geschadet, wenn er einen rauchen Bart gehabt hätte. Dieses sind also meine Gedancken, welche ich über diesen Punct habe, soferne man solche Wartzen verstehen will, die manchen an Händen wachsen. Wollen aber die abergläubischen Weiber irgend Wartzen an denen Brüsten verstehen, so will ich ihnen gar gern nicht widersprechen, sondern will vielmehr von Hertzen wünschen, daß alle diejenigen Weiber, welche klagen, daß sie wegen Ermangelung der Wartzen an ihren Brüsten nicht könten ihre Kinder selbst stillen, ihre Hände nicht allein fleissig an das Tischtuch trocknen, sondern auch rechte geschickte Wärtzgen bekommen möchten, auf daß nicht mancher ehrlicher Mann seine lieben Kinder an garstigen frantzösischen Schand-Huren müsse trincken lassen. Ich besorge aber, mein

Wünschen

Wünschen werde vergebens seyn, weil die delicaten Dames alsdenn eine andere Einwendung würden auf die Bahne bringen, warum sie ihre Kinder nicht selbst stillen könten? und mag es demnach ein ehrlicher Mann anfangen, wie er will, so ist er (soferne sein Weib nicht auch eines ehrlichen und verständigen Gemüths ist) geplagt und vexiret genug.

Das 5. Capitel.

Wenn die Glocken geläutet werden, und klingen dumpfig, so stirbt gemeiniglich eines drauf.

WAs hat es denn aber zu bedeuten, wenn die Glocken helle klingen? Respons. Eine Braut-Messe oder Hochzeit, wenn es die Glocken auf dem Kirch-Thurm sind; ist es aber eine Glocke auf dem Rath-Hause, so bedeutet es, daß bald iemand werde den Staup-Besen kriegen. Sehet doch! wie sich die Glocken so fein nach dem Spruche: Seyd frölich mit den Frölichen, und traurig mit den Traurigen, zu richten wissen. Was aber bey einem, der den Staup-Besen kriegt, vor Freude seyn mag, kan ich nicht wissen, iedoch mir wohl einbilden, daß sie nicht gar groß seyn kan; dahero ich mich nicht darein zu finden weiß, warum um solcher Frölichkeit willen, welche doch mit Schimpff und Spott, mit Schmertzen und Schlägen vermenget und versaltzen ist, die Glocke heller klingen solle, als sonst? Bilde mir aber ein, es geschehe eines Theils des

Henckers und der Büttel halber, als welche bey solcher Solennität, wegen ihrer dabey habenden Accidentien, frölich sind; andern theils, weil dabey ziemlich scharff getantzet, auch wohl von dem Bestrafften öffters gejuchtzet wird, wenn ihm der Rücken zu sehr gekützelt wird. Dieses lasse ich nun an seinen Ort gestellet seyn, verwundre mich aber sehr, wie doch eine leblose von Metall gegossene Glocke könne wissen, ob sie werde zu Freud oder Leid gebraucht werden, daß sie sich vorher darzu præpariret? und will mir das Geheimniß gar nicht in Kopff, zumahl, wenn ich bedencke, daß offt einen Tag eine Leiche, und auch wohl zugleich eine Hochzeit ist, da ja die Glocken nicht zugleich helle und auch dumpfig klingen können. Uber diß möchte ich wissen, wo man hiervon wolle eine Gewißheit der Sache finden, wenn in grossen Städten, allwo täglich Leichen sind, die Glocken helle oder dumpfig klingen; denn so sie helle klingen, und doch eines stirbt, so ist die Wahrsagerey schon falsch; klingen sie aber heute dumpfig, da sie gestern helle geklungen haben, so ist es abermahl falsch, wenn gestern sowohl, als heute, iemand gestorben ist. Woraus ja Sonnen-klar abzunehmen ist, daß die Sache nichts, als ein alt Weiber-Geschwätze sey.

Das 6. Capitel.

Wenn eine Braut getrauet wird, und regnet unterwegens, so hat sie gewiß geweinet; scheinet aber die Sonne, so hat sie gelacht.

Weil der Autor der Philosophiæ Colus, die Anno 1662. zu Arnstatt gedruckt worden, eben über diesen Punct nicht uneben Canon. LXXXIV. glossiret; so trage ich kein Bedencken, (ob ich schon dergleichen noch nirgends gethan) seiner Worte mich hier zu bedienen, auch es dabey bewenden zu lassen. Es lauten aber solche also: Freylich, daß die Tropffen vom Himmel fallen: denn kein unerhörtes ist es, daß der Regen solte ein Weinen genennet werden. Sintemahl ein andächtiger Poet saget: Quod Deus cœlum solvat in lacrymas propter peccata nostra. Im Gegenspiel sagen sie: daß die Braut gelachet habe; so die Sonne scheinet: (ridet Apollo.) Hierauf philosophiren die armen Schöpse immer drauf, daß es raucht: Hoho, die Jungfer Braut hat gewiß geweinet, weil es regnet; & contra. Aber wovon solte sich denn das Weinen und das Regnen her causiren? kömmt etwan, daß, wenn die Braut mildiglich weinet, die Sonne solche Zähren in die Höhe zeucht, und bald wiederum herunter resolviret fallen lässet? Nach dem: Wie du kömmest, so gehest du. Siehe, also stammete der Regen von den Bräuten her/ und wäre also zu folgern/ wenn es viel und offte regnete/ daß alsdenn viel Hochzeiten gewesen wären, da die Bräute geweinet: Ach das wäre ein gut Thun um dieselbige Zeit, da es dürre ist, und nicht regnen will. Traun gienge das Ding an, so solte man alsdenn freyen lassen, was freyen wolte: Ja man solte zugeben, daß ein Mann zwey oder drey Weiber (nicht aber ein Weib etliche

liche Männer, denn ihrentwegen regnet es nicht, wenn sie auch schreyen und heuleten wie Schafs-Hunde) nähme; daß es nur fein dichte oder häuffig regnete: Ja, so es noch nicht bald angehen solte, so möchte auch ein Bräutigam drüber her seyn/ und zu prügeln seine Stutte, daß sie immer vor Grausen vergehen dürffte: Was gilts, es würde Wasser geben: Hinwieder, wenn es zu viel regnete, so könnte man es auch bald ändern: Nehmlich, es müste der Bräutigam seine Liebste immer kützeln, damit sie lachete, daß das Braut-Bette wackelte: was gilts, es würde die Sonne scheinen? Höret dieses ihr Neogami! wollet ihr also, daß es regnen soll, so nehmet einen Stock, und zuschlaget eure Nymphen, daß beyde Wangen voll Thränen schwimmen, und stecket hernach den Stecken hinter das Hochzeit-Bette in Winckel, und lauffet auf die Gassen herum schreyende als ein Zahnbrecher: Baculus stat in angulo, ergo cras pluet! &c. So weit ermeldter Autor. Woraus das Frauenzimmer sattsam wird ersehen können, daß ich, ob ich gleich keiner politischen Complimenten gewohnet/ dennoch ein wenig mitleidiger in allen Puncten mich gegen sie aufführe, als wohl andere vor mir gethan haben, und noch thun dürfften. Von diesem Puncte aber sey es hiermit genung.

Das 7. Capitel.

Wenn ein Weib Butter rühret / und kömmt iemand ohngefehr darzu / und zehlet

die Reiffen am Butter-Faß von unten aufwärts / und nicht wieder von oben hinab / so kan das Weib keine Butter zuwege bringen / sie rühre / so lang sie wolle.

Ein junges Pürschlein reisete von Coburg nach Bamberg, vermeynende, er käme an den Ort, wo die Welt mit Bretern verschlagen wäre; fragte derowegen zu Coburg jedermann, mit wem er redete, wie weit es nach Bamberg sey, und auf was für Dörffer er zukäme? und bekam allewege zur Antwort: Es wären 6. Meilen; Als er aber mit etlichen nach Nürnberg fahrenden Fuhr-Leuten zu Bamberg anlangete, fragte er alsbald im Wirths-Hause, wie weit es von Bamberg biß Coburg sey? und weil er zur Antwort hörete, es wären 6. Meilen, verwunderte er sich nicht wenig, daß es eben so weit hin, als her war, und hatte gäntzlich vermeynet, es würde von Bamberg nach Coburg etwas näher seyn. Wie dieses ein spaßhaffter Mann hörte, machte er dem Jüngling weiß, weil er hörte, er sey von Coburg gebürtig, so wolle er ihme aus Landsmannschafft einen Fußsteig sagen, daß er eine Stunde näher hätte, und wenn er sehr lieffe / könte er wohl 2. Stunden eher kommen. Das Pürschlein ließ sich den Vorschlag gefallen, war vergnügt, daß er die Stadt Bamberg erblicket hatte, und wanderte wieder nach seiner lieben Mutter zu. Ob er aber auf dem Heimwege weniger, als 6. Meilen, gehabt, kan ich nicht wissen, weil ich ihn nicht wieder gesehen habe. Hier

dieser ietzt vorhabende Punct hält eben so viel Verstand in sich, als der nur beschriebene Coburger hatte. Denn ist es nicht wahr/wenn einer die Reiffen am Butter-Fasse von unten hinauf zehlete, und befände derer zehen, so weiß er ja gewiß, daß von oben hinabwärts nicht mehr seyn werden, als von unten hinauf gewesen sind; und müste einer wohl ein Ertz-Narr seyn, welcher, so er versichert wäre, daß er von unten hinaufwärts die Reiffen richtig gezehlet hätte/ sich dennoch einbilden wolte, daß von oben hinab eine andre Zahl heraus kommen könne. Es mag nun aber mit dem Zehlen seyn/wie es wolle: Hier bey diesem Punct ist nur zu fragen, wie es komme, daß keine Butter werden könne, wenn die Reiffen des Butter-Fasses von unten hinauf/und nicht wieder zurück, gezehlet würden? Natürlicher Weise finde ich keine rationes, es sey denn, daß die Sache verstanden werde, wenn das Butter-Faß umgekehret stehe, daß der Boden oben sey, und man also mit Zehlung der Reiffen den Anfang von unten oder vom Boden an machen müsse, so kan freylich in einem solchen umgekehrten Butter-Faß nicht eher Butter gemacht werden, biß es recht aufgesetzt werde, daß die Reiffen auch von oben hinab gezehlet werden können. Im übrigen aber ist, nach einer nur ohnlängst selbstgemachten Probe, dieser Punct gantz falsch und l. v. erlogen.

Das 8. Capitel.

Es ist nicht gut / wenn man über die Finger / oder die innere flache Hand siehet.

Muß doch nicht eben alles gut seyn, wenn es nur nicht böse ist, und liegt nicht viel daran, so es weder böse noch gut ist, dergleichen unzehlich viel Dinge sind; zum Exempel: Ich hebe einen Arm in die Höhe, das ist nicht gut, wenn es nicht aus erheblichen Ursachen geschicht, denn es hilfft mich nichts; es ist aber auch nicht böse, weil mirs nichts schadet. Wenn ich ohngefehr jemanden sehe vorbey gehen, so ists nicht gut, aber auch nicht böse. Ein Storch flieget mir über mein Hauß weg, das ist nicht gut; warum? Respons. weil michs nichts hilfft rc. Also ist es auch nicht gut, wenn man über die Finger hinsiehet. Ich halte aber noch mehr davon, wenn man über die Finger hinweg siehet, als durch die Finger, welches letztere in Wahrheit nicht gut, sondern böse ist, und geschiehet zuweilen von Gerichts-Personen, wenn sie das Böse nicht der Gebühr nach straffen, sondern durch die Finger sehen. Welch durch die Finger Sehen auf zweyerley Weise kan verstanden werden, als erstlich, wenn man die Hand vors Gesicht hält, als ob man eine böse That nicht inne würde, da man doch alles durch die Finger gesehen hat; zum andern, wenn man auf eines Verbrechers Hände Achtung hat, ob derselbe irgend die Hände voll hat, daß die spendage zwischen denen Fingern

hervor gucket, und siehet ihm also durch die Finger in die Hand; ist denn was zu hoffen, ey so kömmt das erste durch die Finger sehen bald darzu, und will niemand etwas gehöret noch gesehen haben; welch böse Ding aber der Teufel erdacht hat. Was nun anlanget unsern ietzigen Punct, so ist es freylich nicht so gut, wenn ich über die leere Hand hinweg sehe, als wenn ich etwas kostbares in der Hand hätte, und sähe hinein: Jedoch halte ich dafür, daß es besser sey, über die Finger oder flache Hand hin sehen, als drunter weg. Denn wenn einem ein sehr grosses Unglück zuhanden stößt, so pfleget man gewöhnlich die Hände über den Kopff zusammen zu schlagen, und also unter denen Händen hinweg zu sehen, von welchem hoffentlich niemand viel gutes halten wird. Die alten Mütterlein haben aber ihren Willen, über oder unter denen Händen hin zu sehen.

Das 9. Capitel.

Wenn man einem Wochen-Kinde zu allererst / an statt des Breyes / von einem rothen gebratenen Apffel zu essen giebt / so bekömmt das Kind rothe Backen.

Giebst du ihme einen geräucherten Schincken zu essen, so bekömt das Kind einen schwartzen Hinter-Backen; denn der Schincken ist ja ein Hinter-Backen vom Schweine, und vom Rauche schwartz worden; wer nun solchen isset, der

der bekömmt einen schwartzen Backen. Ein rother Apffel, oder der nur rothe Flecke hat, der wird ein rothbäckiger Apffel genennet; also bekömmet einer, der einen solchen Apffel isset, rothe Backen, nicht aber im Gesichte, sondern in die Hände oder in Magen. Jedoch kan ich dieses nicht auf ein Wochen-Kind gar wohl appliciren, weil solches die Schaalen des rothen gebratenen Apffels nicht mit geniesset, sondern nur das innwendige heraus, die Schaalen aber isset die Amme oder Mutter, wo sie solche nicht hinweg wirfft. Wenn ich ein wenig nachdencke, woher die Weiber dieses Geheimniß, denen Kindern rothe Backen zu machen, doch wohl mögen erlernet haben, so scheinet es nicht unmöglich zu seyn, daß Mademoiselle Eva (Madame war sie damahls noch nicht, sondern war noch eine unbefleckte Jungfer, als sie nach dem Apffel griff) die Urheberin sey. Denn ohne Zweifel hatte die Frucht im Paradieß auch schöne rothe Backen, die der Jungfer Even einen über alle Maassen grossen Appetit macheten, daß sie sich des Naschens ohnmöglich zu enthalten wuste, zumahl da der Teufel diese Frucht vor allen andern, die im Paradieß waren, so treflich herauszustreichen, und der guten Even damit das Maul wässerich zu machen wuste. Aber was geschah? so bald, als Eva den Apffel gekostet hatte, wurde sie so schamroth, und wurde gewahr, daß sie nacket war; die Backen wurden ihr ohne Zweifel so roth, als die verschluckte rothe Frucht gewesen, als sie an sich verspürete die Blösse, da hin-

gegen Adam noch mit dem Kleide der Unschuld umgeben war. Damahls nahm die Weiber-List ihren verfluchten Anfang / wenn die Eva ihren Adam beredete, daß er eben in die Pfütze fallen muste, darinnen sie schon lag / auf daß er / samt ihr zugleich / schamroth würde. Aber, ach! ihr verzweifelten rothen Backen, die von Essung rother Aepffel entstanden sind, solte nicht die natürliche Farbe schöner gewesen seyn? Also sind die heutigen Närrinnen alle noch, welche so grossen Gefallen an rothen Backen haben, und sich um deßwillen schmincken und die Backen färben. Aber diese Betrügerinnen müssen nicht bedencken, daß von solchen rothen Backen gesagt wird, daß sie aussähen, als wie s. v. ein geklitzschter Bauer-Steiß; Ich rede aber nur von geschminckten Backen, und nicht von denen, die die gesunde Natur färbet. Ubrigens ist bekannt, daß Adeliche Damen mehr auf weisse / als rothe Farbe achten. Ich aber nehme beydes zugleich; denn mein Freund ist weiß und roth.

Das 10. Capitel.

Wer einen Enten-Schnabel in seinen Hosen-Saum nehet / dem muß das Frauenzimmer gut seyn.

Ey bader / ey bader! welch ein Ding hat unser Bader? hatte jene Magd gesagt: Ob diese nun die Leder-Feile, worauf die Bader ihre Scheermesser zu streichen pflegen, gesehen oder gefühlet, und nicht gewust hat, was es vor ein

Ding

Ding sey, kan ich so eigentlich nicht erfahren, wiewohl ich mich auch darum unbekümmert lasse. Dieses fällt mir aber um deßwillen bey, weil ich hier einen sehr lächerlichen Punct zu untersuchen, und zu striegeln habe, wie sich nehmlich mancher Hasen-Zwirn durch einen in den Hosensaum geneheten Entenschnabel gedencket beliebt beym Frauenzimmer zu machen. Bey welchen närrischen Unternehmen auch gar leicht geschehen könnte, daß bey Fühlung solches Schnabels eine in solchen Worten heraus bräche, als wie oben angeführte Magd gethan. Es ist sicherlich dieser Punct so etwas närrisches und lächerliches, daß ich solches nicht besser, als mit lächerlichen Gespötte zu beantworten vor dienlich achte. Denn gleichwie auf einen lustigen Tantz-Platz ein sauertöpffiger Kerl sich gar nicht schicken würde; also will sichs auch nicht wohl schicken, daß ich diesen spöttischen Aberglanben mit einer spanischen oder gar zu ernsthafften Striegel überfahren wolte. Mein! was mag sich doch wohl mancher Hasenkopff, der in seinen Hosensaum einen Entenschnabel, um dadurch dem Frauenzimmer gefällig zu werden, eingenehet hat, vor Gedancken und speculationes machen? wie und auf welche Weise doch wohl ein solcher Entenschnabel also operire, und warum er also würcken möge? Ich zweifle nicht, mancher wird gedencken/ es sey ein sonderliches Geheimniß darunter verborgen, wenn allhier in Sachsen-Lande die Enten gewöhnlich geruffen werden: bey, bey, bey, bey Entel bey! auf welches Ruffen

denn die Enten gemeiniglich ihre Schnäbel aufsperren und gleichsam antworten, wie ihnen die Natur an die Hand giebt, oder wie ihnen der Schnabel gewachsen ist. Das offtwiederholte Wort, bey, oder herbey, erwecket ohne Zweifel bey denen verliebten Latten-Läuffern die Meynung, als ob sie durch den Entenschnabel eben auch die Eigenschafft derer Enten bekämen, und von dem Weibes-Volck hernach auch, als wie die Enten, bey, bey, oder herbey geruffen würden. Das lasse ich zwar an seinen Ort gestellet seyn. Ich weiß aber wohl, daß die Enten nicht an allen Orten also geruffen, oder Bey-Enten genennet werden; sondern es werden an vielen Oertern diese auch Bil-Enten genennet, und geruffen: bil, bil, bil rc. Hierüber nun viel Auslegung zu machen, erachte vor unnöthig zu seyn. Beobachte ich aber die dritte Benennung derer Enten, so hat es das Ansehen, als ob die Ziegeuner solchen Nahmen aus Egypten in unser Teutschland gebracht hätten, wenn man sie nehmlich von dem Egyptischen Flusse, dem Nilo, her ruffet, und daher Nil-Enten benahmet. Letzlich fällt mir auch ein, wie einsmahls ein Bauer gesagt haben solle, daß es sehr vielerley Enten gäbe, aber seine Tochter hätte unter allen die Stut-Enten am allerliebsten. Bey so gestallten Sachen nun ist kein Wunder, daß mancher eine verborgene Krafft dem Entenschnabel andichtet, dem Frauenzimmer damit zu gefallen, wenn die Enten dem Weibs-Volck zum theil so angenehm sind. Ich will hier nicht

anführen, wie sich mancher geiler Huren-Hengst bemühet, zu gewisser Zeit, einem Enterich die über dem Schwantze stehende und aufwarts gelegene krumme Feder auszurauffen und derselben theilhafftig zu werden; und erinnere ich mich noch eines solchen liederlichen Kerls, welcher einen Ducaten vor eine solche Feder zu geben versprach. Da ich denn nicht zweifielte / es bestehe die Krafft solcher Feder auch nur in der blossen Einbildung eines geilen Huren-Hengsts, sintemahl natürlicher Weise solche so wenig, als der Schnabel effectuiren kan. Wenn ein Schnabel von einer Enten soll so grosse Krafft haben, so wird vermuthlich ein Storch-Schnabel noch viel kräfftiger seyn; aber was sagt hierzu theils Frauenzimmer?

Ach nein, ach nein, bey leibe nein,
Storchschnabel möcht zu spitzig seyn.
Der Entenschnabel kulbig rund
Ist allen lieb und auch gesund.
Drum sind es angenehme Chosen,
Wenn wir ihn wissen in den Hosen.

Das II. Capitel.

Wenn man ein klein unmündiges Kind ein Würmgen / Jäckel / Ding und dergleichen heist / so beschreyet man es / daß es hinfort nicht gedeyen kan.

Es ist zwar eine böse Sache, und klinget garstig, wenn manche Leute ihre eigene Kinder nicht allein dermassen verwünschen und verfluchen, daß einem, der es mit anhöret, die Haut

schauern mochte; sondern es ist auch nicht fein, wenn sie die Kinder wohl gar Donner-und Hagels-Aeser, Wetter-Kröten, Jäckel uud dergleichen nennen, da es denn freylich denen Kindern zu keinen Schmeere gedeyen kan, wenn ihnen die Eltern mit keinem bessern Seegen begegnen. Denn es werden doch insgemein solche böse Beneñungen in grossem Zorn, den die Eltern gegen die Kinder haben, heraus gestossen, woraus, nach des Sittenlehrers Syrachs Worten, nicht viel gutes zu gewarten ist. Wenn man aber ein Kind aus Liebe ein Mäußgen, Dingelgen, auch wohl Schweingen, oder aus Mitleiden und Erbarmung ein Würmgen nennete, so will ich nicht ehrlich seyn, wenn dieses iemahls einem Kinde geschadet hat, oder noch schaden wird. Jedoch will ich denen Weibern sagen, auf was Art, oder zu welcher Zeit es gewiß eintreffe, daß ein Kind hinfort nicht mehr gedeye, wenn es ein Würmgen genennet werde; Nehmlich, wenn das Kind stirbt, und wird beym Begräbniß das Lied gesungen: Ein Würmlein bin ich arm und klein ꝛc. Da wirds ja ein Würmgen genennet, und gedeyet auch nicht mehr. Man wolle aber bedencken, ob hier diese Benennung etwas vermag, daß ein Kind nicht gedeye, oder ob das zeitliche Verderben allbereit vor der Benennung zugegen sey gewesen? Auch wird bey Lebzeit eines Kindes man es nicht leichtlich ein armes Würmgen nennen, man werde denn durch des Kindes miserablen Zustand zu dieser Benennung veranlasset, daß dannenhero diese nicht vor dem

Ungedies

Ungedieg hergehet, sondern erst hernach folget, und aus dem Ungedieg selbst erwächst. Also siehet ein vernünfftiger Mensch ja Sonnenklar, daß an diesem aberglaubischen Fürgeben nichts sey.

Das 12. Capitel.

Wen die Katze zu der Zeit/ da sie sich putzet/ ansiehet/ der wird ausgemacht oder gescholten werden.

DArum mögen die Weiber fein auf die Seite gehen, wenn sich die Katze putzt, auf daß das Schelten nicht irgend über sie komme, weil sie ohnedem sonst alles über sich nehmen müssen. Gern möcht ich aber wissen, wie dann die Katze zu solcher Wissenschafft komme/ daß sie so just wisse, wer da werde ausgemacht oder gescholten werden, und dahero niemand anders ansehe, wenn sie sich putzet/ als nur dasjenige, so da wird ausgemacht oder gescholten werden? Gewiß, wenn sich dieses in Wahrheit also verhält, (welches ich doch keines weges glaube) so müsten die Katzen mit einem prophetischen Geiste begabet seyn, und dürffte man sich dannenhero nicht so sehr verwundern, wenn sie, der alten Weiber ihrem Vorgeben nach, manchem gar den Tod mit ihrem Geschrey ankündigen sollen. Wenn zuweiln ein Mensch den andern scharff ansiehet, und dieser will es nicht leiden, so pfleget jener zu sagen: Siehet doch die Katze den Käyser an. Wenn nun dieser ietzt fürhabende Punct wahr wäre, und die Katze sähe einmahl zu der Zeit, da sie sich putzte, den Käyser an, da

möchte

möchte ich dargegen den gern sehen, der den Käyser ausmachen oder schelten würde, weil der Käyser niemanden über sich hat, der ihn schelten dürffte/ ausser GOtt / den HErrn aller Herren. Wenn ich aber nun von dem Käyser, als Ober-Herrn des gantzen Römischen Reichs, auf einen kleinen Herrn falle, nehmlich auf einen Wirth in einem Hause, als der auch in seinem Hause niemanden hat, der Fug und Macht hätte, ihn zu schelten oder auszumachen, so kan ja eine Katze, wenn sie in der Stuben sitzet und sich putzet, gar leicht den Wirth oder Herren des Hauses ansehen; solte nun dieser ausgemacht oder gescholten werden, so weiß ich nicht, wer es thun solle? Denn denen Kindern und Gesinde, wie auch dem Weibe kömmt es von Rechtswegen durchaus nicht zu; müste demnach auf den Beicht-Vater ankommen, welcher aber schwerlich würde mit Schelten herum kommen/ wenn er allemahl die Männer solte ausmachen oder schelten, welche von einer sich putzenden Katzen wären angesehen worden. Aber was mache ich mir hierbey viel Kopffbrechens? Es haben ja die Herren Beicht-Väter in allen Häusern ihre Vice-Beicht-Väter/ oder vielmehr Beicht-Mütter, welche die Männer viel ärger aushecheln können, als die rechten Beicht-Väter, und das sind die sträflichen Weiber zum Theil; (denn alle thun es nicht) also mag die Katze ansehen, wen sie will, so wird es ausgemacht. Wie es aber eigentlich zugehe / daß auf das Anschauen der Katzen ein Schelten entstehe, das kan ich so genau

genau nicht errathen; vermuthe aber, daß wenn die Katze irgend einen Topff in der Küchen umgewendet, und die Speise daraus genaschet hat, sich aber hernach in die Stube setzet, und die Pfötgen wieder lecket, auch hierbey irgend die Magd oder Frau ansiehet, die die Katze über dem Naschen ertappet und geschlagen hat, so kan leicht unter denen Anwesenden eine Frage entstehen, warum sich denn die Katze so lecke, sie habe gewiß etwas genaschet, und wenn alsdenn der geschehene Schade bekannt wird, so wird die Frau oder Magd gescholten, daß sie die Sache nicht besser vor der Katzen verwahret hat. Dabey trägt sichs denn gemeiniglich zu, daß wenn der Hauß-Herr hierüber die Frau oder Magd schilt, diese das Blat umkehren, und dem ehrlichen Manne die Ohren dargegen so voll keiffen und beissen, daß er möchte aus dem Hause lauffen. Und auf solche Weise wird auch offt (iedoch ohne Recht und Billichkeit) ein Haußwirth gescholten. Ob aber dieses Schelten allezeit auf das Anschauen der Katzen erfolge, wird mir schwerlich ein verständiger Mensch bejahen. Also stehet dieser Punct, gleich allen andern, auf gantz lahmen Füssen.

Das 13. Capitel.

Wenn die Köchin das Essen lässet anbrennen / so ist sie verlobt oder versprochen.

Das will ich wohl glauben, und müste einer ein sonderlicher Liebhaber der angebrannten

ten Speisen seyn, der eine solche Köchin, die das Essen lässet anbrennen, nicht solte versprechen, i. e. übel von ihr sprechen. Denn Lobens werth ist sie nicht, drum wird sie verlobt oder unrecht gelobt; und auf diese Art ist eine Köchin, die das Essen hat lassen anbrennen, verlobt oder versprochen, das ist so viel gesagt, als, die Köchin ist unrecht gelobt, oder übel von ihr gesprochen. Denn bey uns Hoch-Teutschen ist die Gewohnheit, daß man sagt, wenn iemand ist verkleinert oder verachtet worden, er ist versprochen worden. Gleiche Bewandniß hat es mit dem verlobt seyn, und ist so viel gesagt, als wenn man spricht, sie sey überlobt, oder mehr gelobt, als sie verdienet habe. Dahero man keinesweges dencken darff, als sey es zu verstehen, daß die Köchin mit einem in Ehe-Verlöbniß sey getreten, wenn sie das Essen lässet anbrennen, und wäre sicherlich eine solche Magd oder Köchin auch nicht einmahl werth, daß sie eine Verlobte heissen soll, wenn sie so unachtsam das Essen lässet anbrennen, welches bey ihrem Liebsten eine schlechte recommendation abgiebet. Mir ist auch bekannt, daß, wenn eine Speise angebrannt ist, man insgemein zu sagen pfleget, die Köchin wolle gewiß gern einen Mann haben; und dieses dürffte eher eintreffen, als das erste, denn die Mägde hätten alle gar zu gerne Männer / und weil sie mehr auf die Männer dencken / als auf die untern Händen habende Speise, so ist es kein Wunder, daß sie diese vergessen und anbrennen lassen. Gnade GOtt demnach einem Herrn und Frauen, wenn

sich

sich die Mademoiselle Köchin irgend einen Freyer oder Liebsten einbildet. Gewiß wird kein guter Bissen auf den Tisch kommen, sondern entweder versaltzen, angebrannt, oder gar nicht gesaltzen seyn. Denn sie gehet stets in Gedancken herum, und sinnet nur auf den Liebsten, nicht aber auf ihre Arbeit, dahero vergisset sie, so zu sagen, die Zunge im Maule, und gedencket auf nichts, was ihr befohlen ist. Ich muß aber bey diesem Punct noch gedencken, daß gleichwohl offtmahls Köchinnen und Weiber das Essen lassen anbrennen, welche schon so viele Jahre Mäner gehabt haben, und also weder auf einen Freyer gedencken, noch verlobt oder versprochen mit einem Liebsten seyn können; dahero sattsam zu spüren ist, daß dieser Punct nicht also zu verstehen seyn müsse, als wie er lautet, sondern wie ich ihn Anfangs erläutert habe. Wiewohl zwar auch, leider! manche Ehe-Frau in dieser Grund-Suppe der verderbten Welt versprochen ist, wenn sie nehmlich einem andern sich versprochen hat, daß sie um diese oder jene Zeit da oder dorthin kommen wolle, oder sie hat einem andern versprochen, ein Zeichen zu geben, wenn ihr Mann nicht zu Hause sey, da jener zu ihr kommen könne. Aber, o verfluchte Versprechung! ich sorge, der Teufel wird hierzu der Goldschmidt zum Mahl-Schatze werden, und zuletzt Braut und Bräutigam in den Topff schmeissen, worinnen alles ewig brennet, aber doch nicht verbrennet: Allda manche verhurte Köchin an ihre Unachtsamkeit, wie liederlich sie ihrem Herrn das Essen verbrannt und verderbet

bet habe, gedencken, und zu spät bereuen wird. Wiewohl sich eine ehrliche Frau oder Magd, welche, wegen allzuvielen Verrichtungen, oder aus Versehenheit, irgend einmahl eine Speise lässet anbrennen, dieses nicht anzunehmen hat; denn man weiß gar wohl, daß, gleichwie Brauen und Backen nicht alle mahl geräth, also ist es auch leicht beym Kochen versehen, und verderbt offtmahls der beste Koch die Speise am ärgsten.

Das 14. Capitel.

Welche Jungfer die Katzen lieb hat/ die bekommt einen frommen Mann.

DEn verdient sie auch. Denn unerachtet man vor denen Katzen weder Topff noch Schüssel darff stehen lassen, sondern man muß alles vor ihnen wohl verwahren, so ist es doch offenbahr, daß eine gute Katze der Mäuse wegen sehr nöthig in einem Hause ist. Wenn nun eine Jungfer oder Köchin ihre Küche und Speisen wohl verwahret und in acht nimmt, daß die Katzen keinen Schaden daran thun können, auch noch über dieses der Katzen zu rechter Zeit zu fressen giebet, und solcher Gestalt alles fein ordentlich hält, die ist werth, daß sie einen frommen und vernünfftigen Mann bekomme. Und kan ich leicht urtheilen, daß eine Köchin, die die Katzen lieb hat, gewiß auch derer Katzen Eigenschafft wissen werde, und so sie diese weiß, und doch die Katzen liebet, so ist zu schliessen, daß ihr die Katzen nicht viel Schaden gethan haben mögen,

gen, welches doch ohne Zweifel nicht würde nachgeblieben seyn, wenn sie, nach derer unachtsamen Köchinnen Art, alles hätte lassen im Wege stehen. Und also muß von Rechts wegen eine einen frommen Mann kriegen, die die Katzen lieb hat. Ich sage von Rechts wegen, denn ich weiß wohl, daß es von Rechts wegen, nach ihrem Verdienst, also seyn solte, aber nicht allemahl also erfolget, und kenne ich viel wackere verständige Weiber, welche wohl werth wären, daß sie auch vernünfftige Männer hätten, da sie hingegen rechte unvernünfftige Flegel und unbescheidene Wütteriche zur Ehe haben. Ob sie nun diese mit andern Sünden verdienet haben, oder ob GOtt ihnen solche Bengel und unvernünfftige Röckel aus Gnaden, als ein Creutz, aufgebürdet habe, darum lasse ich mich unbekümmert. Gnug, daß viel hundert wackere und verständige Männer auch mit rechten Ehr-losen Weibern sich plagen müssen, und können offtmahls nicht begreiffen, womit sie es verschuldet haben, daß ohnerachtet sie doch gut Lutherisch sind, GOtt sie dennoch mit einem solchen heissen Fegfeuer straffe. Aber wer kan mercken, wie offt er fehle? man bildet sich freylich ein, als habe man nichts verschuldet, da man doch offt wohl ein ärgers verdienet hat. Drum

Leid alles mit Gedult;
Gedencke an die Jugend,
Und an die alte Schuld;

so wirst du gewiß innen werden, daß GOtt deiner noch ziemlich schonet, und dir nicht lohnet,

wie du verdienet hast. Dem Frauenzimmer aber gebe ich diese Versicherung, daß sie so schlechterdings von der Katzen-Liebe, oder um der Katzen-Liebe willen keine frommen Männer bekommen werden / sondern wenn sie GOtt fürchten, fleißig beten, ordentlich haußhalten, und selbst fromm seyn werden, so wird es endlich mit ihnen und ihren Männern heissen: Gleich und gleich geseller sich gern.

Das 15. Capitel.

Wenn eine schwangere Frau über ein Grab gehet / so stirbet hernach ihr Kind.

WEr diese Lügen ersonnen hat, der muß nicht weiter, als hinter das Ofen-Loch gedacht haben, oder muß selbst nicht weiter gewandert seyn, als aus dem Küh Stalle nach dem Hüner-Hause. Denn wie viel giebt es doch wohl Städte, da um iedwede Kirche ein Gottes-Acker ist, da man nicht kan in die Kirche gehen, man muß über Gräber hingehen? Und ob gleich wolte gesaget werden, daß die Wege zwischen denen Gräbern hingiengen; und man eben nicht über die Gräber, dürffte hingehen; so weiß ich doch gleich wohl auch, daß an solchen Orten mehrmahls die Wege verändert, und über alte eingegangene Gräber hin gemacht werden. Und mag man an solchen Orten gleich mitten auf denen Wegen eingraben, so wird man Todten-Beine genug finden, daß also ein schwanger Weib entweder bey ihren Schwanger-

gergehen gar nicht zur Kirchen gehen dürffte, oder den Tod ihres Kindes besorgen müste. Will man aber wieder einwenden, daß die Wege nach solchen Kirchen nur über alte und eingegangene Gräber giengen, welche nicht mehr als Gräber könnten æstimiret werden, und hätten auch keinen effect mehr; so halte ich diesem wieder entgegen, wie man doch bedencken wolle, welcher gestalt derer Todtengräber ihre Weiber, wenn sie schwanger gehen, so wohl über neue und alte Gräber, fast alle Tage, pflegen hinzugehen, wenn sie ihren Männern Handreichung thun, wie auch, wenn sie Sommers-Zeit das Graß von denen Gräbern abzugrasen pflegen. Dem aber ohnbeschadet bekommen sie ihre Kinder nicht allein glücklich, sondern ziehen sie auch groß, wie dergleichen Exempel genug bekannt sind. Will man sich denn irgend einbilden, derer Todtengräber ihre Weiber wären Katzen und nicht wie andere Weiber, sondern die Gewohnheit hätte bey ihnen die Natur geändert, so mag man es thun/unterdessen wird diese Meynung sehr schwer zu behaupten fallen. Denn wenn ich gleich zugebe, daß ein Mensch offtmahls durch viele Gewohnheit die Natur verändern kan, so kan doch die Gewohnheit der Mutter dem ungebohrnen Kinde nichts angehen/ weil dieses noch von keiner Gewohnheit weiß, indem es noch eine ungebohrne Frucht ist Scheinet demnach sattsam erwiesen zu seyn, daß man mit solchen Aberglauben sich eine vergebliche Furcht mache, und ist dieser Punt so unrichtig als der, wenn man

spricht, es dürffte eine Frau, wenn sie schwanger gienge, kein Kind aus der Tauffe heben.

Das 16. Capitel.

Wer Processe führet/ und siehet seinen Gegenpart eher/ als der Gegner ihn/ wenn sie vor Gerichte gehen/ der behält Recht.

DIeser Punct kan gar leicht Glauben finden, und pflichte ich ihme selbst mit bey. Aber wie? Jener Dieb hatte recht biß an den Galgen, und geschahe ihm sein Recht, er behielt auch Recht, ob ihm der Brod-Sack gleich schon zugezogen war. Denn wer wolte sagen, daß einem offenbahren Diebe, der gehenckt ist worden, nicht sein Recht wiederfahren sey? es ist ihme ja nicht Unrecht geschehen/ sondern er hat recht behalten. Also mögen zwey oder mehr Personen, die einander zuwider sind, oder Proceß- und Streit-Sachen mit einander haben, wenn sie vor Gerichte gehen wollen, gar leichte sich einbilden, und können auch wohl alle beyde Partheyen hoffen, daß sie wollen Recht behalten: Denn wenn der Richter unpartheyisch ist, so soll und muß er billich einem ieden sein Recht wiederfahren lassen, es mag nun wohl oder wehe thun. Aber was soll denn solcher gestalt das erste Anschauen des Gegenparts/ wenn sie alle beyde Recht erhalten? Resp. Gar nichts hilfft es, und wäre kein Wunder, daß GOtt verhinge, daß er einem solchen abergläubischen Narren das

Recht

Recht also treffen ließ, daß es ihm recht wehe thät. Denn die Begierde und der Vorsatz, den sich ein solcher Mensch machet, ist nicht Christlich, weil ich nicht will, daß ihme eben das rechte und gleiche Recht, sondern das gebogene oder krumme Recht (wie man zu sagen pfleget) wiederfahren soll. Ists nicht wahr, einer der eine böse Sache hat, oder unrecht ist, und dennoch in der Begierde und Hoffnung stehet, daß der Richter ihn soll vor gerecht, und hingegen den andern (der doch gerecht ist) vor unrecht verurtheilen, der ist ein Dieb und ein Mörder? Und so er den festen Glauben heget, daß er seinen Gegner werde über den Tölpel werffen können, wenn er ihn erst zu Gesichte bekäme, so ist er ein Abgöttischer. Wiewohl er mit diesem Aberglauben seinem Gegenpart nicht das allergeringste abgewinnen wird. Denn es bleibt dabey, es wiederfähret allemahl beyden Partheyen entweder Recht oder Unrecht, und so einem Unrecht geschiehet, so geschiehet dem andern auch Unrecht. Zum Exempel: Ich hätte eine heimliche Feindschafft auf meinen Nachbar, und thäte ihm allerhand heimlichen Schaden, das ich doch nicht verantworten könnte, und da er es endlich gewahr würde, sich genöthiget befände, mich bey der Obrigkeit zu verklagen, und um Schutz und Hülffe anzusuchen; die Obrigkeit aber wäre mir irgend wegen einer Sache gewogen und zugethan, und zöge mich dannenhero nicht alleine zu keiner Straffe, wegen meines Verbrechens, sondern foderten auch von Klägern noch viel Un-

kosten und Gerichtsgebühren, so geschähe Klägern Unrecht/ und mir auch; denn wenn mir Recht wiederführe, so müste solches in Bestraffung meines Verbrechens geschehen. Ob aber nun das erste Anschauen kan so viel würcken, daß meines Gegners seine gerechte Sache um des Anblicks willen müsse ungerecht werden, und daß stracks die Gerichtspersonen sich mir zu Gefallen müssen partheyisch aufführen, und ihrer schweren auf sich habenden Pflicht vergessen, und ich Ungerechter dadurch müsse gerechtfertiget werden, das wird ein vernünfftiger Mensch/ der die Sache genau überleget, sich nimmermehr einbilden, wie es denn auch in Wahrheit wider die Natur und gesunde Vernunfft läufft. Ich weiß zwar gar wohl, daß dieser Aberglaube in viel und mancherley Fällen getrieben wird, daß man meynet, wenn man den andern eher sehe, als jener ihn, so entfalle dem andern das Hertz. Dahero auch die Scharffrichter es in acht zu nehmen pflegen, wenn sie irgend iemanden torquiren oder justificiren sollen, und befleißigen sich, daß sie den Maleficanten zu erst sehen; anderer dergleichen Begebenheiten vorietzo zu geschweigen. Es ist aber eine lautere Phantasie und vergebliches Vornehmen, damit man GOtt erzürnet, und sonst auch nichts gewinnet.

Das 17. Capitel.

Wer vor Gerichte etwas zu schaffen hat/ und hat sein Messer bloß eingesteckt/ der behält recht.

Aber-

ABergläubischer Geck! warum nimst du denn nicht auch einen Fuchs-Schwantz darzu? was willst du denn mit einem blossen Messer machen? soll sich denn irgend dein Gegenpart dafür fürchten, oder willst du ihm damit seine Ehre abschneiden, oder gedenckest du damit den Richter zu bestechen, wenn es spitzig ist, oder was hast du damit vor ein Absehen? Von diesen nur bemeldten dreyerley Stücken wird keines angehen, weil für deinem Messer dein Adversarius sich nicht fürchtet, indem er nichts davon weiß; so hast du auch das Messer nicht nöthig zum Ehr-Abschneiden, weil deine Zunge darzu viel geschickter seyn wird; den Richter kanst du auch nicht damit bestechen, sintemahl ein Pappierlein mit Spitz-Groschen, oder besser/ mit Ducaten, viel eher die Gemüther durchdringet, als ein blosses Messer, und obs auch gleich gar ein Böhmischer Schnitzer wäre. Es ist ja sicherlich eine rechte thörichte Sache, wenn ein Mensch solche albere Dinge practiciret, dabey weder Sinn noch Vernunfft gebraucht wird. Das blosse Messer soll hier dienen zu Erhaltung des Rechts oder der Gerechtigkeit; wie kan es aber einem die Gerechtigkeit zuwege bringen, der doch ungerecht in seiner Sache ist? Kan denn das Messer das Schwartze weiß, oder das Unrecht recht machen? das wird mich in Ewigkeit niemand bereden. Zu dem schaue man doch nur die Unbesonnenheit an, die hierbey vorgehet. Die Narren sagen, es müsse das Messer bloß seyn, das ist so viel, als daß es nicht in der Scheide stecke, hingegen stecken es

die Narren in den Schub-oder Diebs-Sack-eben, als obs der Diebs-Sack nicht so wohl verdeckte / als eine Scheide. Denn mit einem blossen Messer in der Hand darff niemand vor Gerichte erscheinen. Was soll denn nun das leblose Messer im Schub-Sacke vor Junge hecken? Es werden schöne junge Affen heraus kommen, womit der Alte, der sie trägt, fein wird spielen können. Im übrigen wird der geneigte Leser im vorigen Capitel von dieser Materie schon ein mehrers vernommen haben, sintemahl es einerley Gelichters ist; dannenhero ich mich hierbey auch nicht länger verweile, sondern mich mit meiner Striegel weiter begebe.

Das 18. Capitel.

Wer nicht wohl schlaffen kan / es sey ein Kind / oder alt Mensch / dem soll man einen Ruhe-Wisch unter den Kopff oder unter das Küssen legen.

Als ich neulich ohngefehr an einen Ort kam, da ein Patiente kranck lag, und klagte, daß er nicht schlaffen könte, vermahnete ich ihn zur Gedult, und rieth darneben, daß er wider seine Kranckheit nur gute Mittel gebrauchen solte, so würde sich der Schlaff auch wohl wieder finden; ehe aber seine Beschwerung und Kranckheit curiret würde, wäre die Beförderung des Schlaffs nicht wohl zu rathen. Es hatte aber, diesen Patienten zu besuchen, auch eine sehr weise Frau sich eingestellet / welche alsobald den heilsamen Rath er-

ertheilte, wie nehmlich der Patiente nur solte sehen, wie er einen Ruhe-Wisch bekäme, der stillschweigend einem Bauer-Weibe wäre genommen worden, diesen solle er sich lassen unter sein Haupt-Küssen legen, so würde er sehen, wie wohl er darauf ruhen würde. Ob ich nun gleich diesen Fratzen sonst schon mehr gehöret hatte, so stellte ich mich doch, als wäre mir es unbekannt, und fragte die hochverständige Frau, was denn ein Ruhe-Wisch vor ein Ding wäre? worauf diese ihr rathsames Maul in so viele hochweise Falten zusammen fitzte, und recht dreyeckicht formirte, woraus eine rechte melirte Antwort wurde, da von einer Ecke die Klugheit, von der andern die Erbarkeit, und von der dritten eine sonderbare Freundlichkeit sich hören ließ, und zwar in nachfolgenden Worten: Wenn die Bauer-Weiber mit Trage-Körben zu Marckte gehen, so legen sie unter den Korb einen Wisch Stroh, daß der Korb darauf ruhet, und sie nicht so sehr drücken kan, und das heist man einen Ruhe-Wisch. Ich halte viel darauf, denn ich habe es alle mahl gut befunden, und ist besser, denn die kostbarste Artzney. Wenn ich einem Bauer-Weibe etwas abkauffe, so sehe ich zu, wie ich ihr den Ruhe-Wisch hinweg parthiere, und wenn sie es auch gleich sehen, sie sagen nichts darzu, denn sie wissen schon, worzu man sie nimmt; ach ich halte gar zu viel darauf, rc. Das war wohl eine treffliche Recommendation der so genannten Ruhe-Wische, und glaube ich, daß, wenn es mancher Medicus hätte gehöret, er hätte denen Apothe-

ckern befohlen, daß sie grosse Kästen mit gestohl-nen Ruhe-Wischen sich anschaffen möchten, und hingegen das Laudanum opiatum hinweg schmeis-sen solten, weil von diesem leicht eine überschrit-tene Dosis gar gefährliche Fälle erregen könte, welche Gefahr hingegen von denen Ruhe-Wi-schen nicht zu besorgen ist. Da siehet man, was Weiber-Rath und Weiber-Witz erfindet, wo-von man sich zwar bald s. v. behusten möchte; a-ber ob auch Schlaff oder Ruhe durch solchen Rath zu erlangen sey, dessen habe ich noch keine wahre Prove. Daß ich aber so schlechterdings der nur erwehnten hochweisen Frauen soll Glauben zustellen, achte ich vor allzusimpel zu seyn. Ich habe bey Untersuchung des funfzehenden Puncts des ersten Hundert Aberglauben observiret, daß es fast schiene, als ob die super-klugen Weiber die Ruhe in fremder Leute ihren Steissen such-ten. Dieser iezt vorhabende Punct erinnert mich nicht alleine meiner damahls gehabten Ge-dancken, sondern versichert mich noch mehr, daß ich dasselbige mahl nicht bin irrig in meiner Mey-nung gewesen. Denn ehe ein Stroh-Wisch zu ei-nem Ruhe-Wische wird, so muß er erst auf einer Bäuerin ihren Steiß, unter den Trage-Korb, geleget werden, und so dann wird der Stroh-Wisch ein Ruhe-Wisch. Also ist offenbar, daß die Ruhe aus dem Steisse müsse in den Stroh-Wisch kommen. Dahero wäre meines Erachtens am allerbesten gethan, wenn ein Pa-tiente nicht könne einen solchen Ruhe-Wisch be-kom̃en, daß er an dessen Statt ein Bauer-Weib

ins Bette unter das Haupt legte, und zwar also, daß ihr Steiß ihm an statt des Haupt-Küssens dienen müste, so ist kein Zweifel, es werde mehr Kräffte geben, als ein Stroh-Wisch, der nur ein wenig auf dem Steisse gelegen hat: Jedoch hat ein jeder seinen freyen Willen; wie ich es denn auch keinem andern recommendire, als nur denen, die gerne dem Rathe super-kluger Weiber folgen. Ich meines Orts halte auf dergleichen Dünste und Künste, so aus der Weiber ihren Steissen ausfliegen, nichts.

Das 19. Capitel.

Wenn man ein Vieh / das geschlachtet wird / beklaget / so kan es nicht ersterben.

Dieser einfältige und albere Aberglaube ist bey dem gemeinen Volck so bekannt, als wie der Rupert bey denen Kindern. Gleichwie aber die Furcht für dem Rupert vergeblich ist; also ist die Furcht, als ob ein beklagt Vieh nicht ersterben könte, auch vergeblich. Es ist die Phantasie eben beschaffen, als wie das so genannte Beschreyen. Denn gleichwie ein Mensch in Ungedieg kommen soll, wenn er von einem andern gelobt worden ist; also soll ein Vieh auch längere Todes-Qvaal leiden müssen, so es geschlachtet wird, und wird von einem dabey-stehenden Menschen beklaget. Es hat aber eines, wie das andere, nicht den allergeringsten Grund, und ist ein lauters Mährlein und Alt-Weiber-Gewäsch.

Wie

Wie soll doch das Beklagen einem sterbenden Vieh den Tod hemmen können, da doch das Vieh das Klagen nicht verstehet, und nicht weiß, ob es beklagt oder gefrolocket heist? Ich bin auch der gäntzlichen Meynung, daß / wenn ja wahr wäre, daß man durch das mitleidige Beklagen könne eine sterbende Creatur aufhalten, oder dessen Tod schwer machen, so würde der wahre effect solches Beklagens am allermeisten an der alleredelsten Creatur, nehmlich dem Menschen, können und müssen beobachtet werden. Wer hat aber wohl erfahren, daß iemahls ein Scharff-richter geklagt hätte, daß er einem armen Sünder nicht hätte vom Leben helffen können, weil dieser von so vielen umstehenden Zuschauern wäre beweint und beklaget worden? denn es kömmt ja viel eher der Natur gemäß, daß ein Mensch auf seines gleichen würcke, als daß ein Mensch auf eine Bestie würcken solle, zumahl, wenn die operation auf eine solche übernatürliche Weise geschehen solte, als wie der ietzt vorhabende Punct uns bereden will, so ist aber keines von diesen möglich; dahero nicht nöthig wäre, mich noch länger hierbey aufzuhalten. Jedoch ich gebe nur noch zu bedencken, wie offt doch wohl mancher Hund, Katze, oder ander Thier, das man lieb oder werth hält, ohnversehens tödtlich geschlagen, geschossen oder geworffen wird? und ohnerachtet mans mit Wasser begießt, und allerhand versucht, ein solch Vieh vom bevorstehenden Tode zu retten / es darneben auch sehr beklaget / so stirbt es doch offte unversehens unter

den Händen. Warum hält das Beklagen denn ein solch Thier nicht auch vom Tode auf, als wie eines, das mit Vorsatz erwürget wird? Ihr abergläubischen Meer-Affen, bedenckt dieses nur ein wenig, so werdet ihr wahrhafftig selbst innen werden, daß euer Glaube irrig sey. Als ich in meiner Jugend, als ein kleiner Knabe, eine gewisse Henne beklagte, die unsere Magd abwürgte, gab sie mir eine Maulschelle, und sagte, ich solte das Maul halten, die Henne könte sonst nicht ersterben. Hierauf warff sie die Henne in den Hof, in Meynung, sie würde liegen bleiben, und sterben, aber die Henne lieff davon. Da war nun niemand daran Schuld, als ich, (wie die Magd sagte) weil ich sie beklagt hätte; wie aber der Knecht die Henne haschete, sahe er alsbald, daß die Magd nur die äuserste Haut am Halse hatte entzwey geschnitten, aber die Gurgel unbeschädigt gelassen; also war ich keineswegs Ursach, daß die Henne nicht starb, sondern die Magd selbst, weil sie nicht tieff genug geschnitten hatte, daß sich die Henne hätte verbluten können. Auf solche Art kan sichs auch mit andern Thieren zutragen. Und dieser Punct bleibt erlogen.

Das 20. Capitel.

Es ist nicht gut, wenn man das Brod auf den Tisch leget, daß das aufgeschnittene Theil vom Tische schaue.

Es ist nicht gut! das ist die alte Leyer aus der alten Weiber Psylosophie. Warum es

aber nicht gut sey/ weiß weder jung noch alt, genung, daß es die alten Weiber sagen. Warum man das Brod also auf den Tisch legt, daß der Aufschnitt auf den Tisch und nicht vom Tische schaue, das geschicht ohne Zweiffel, weil es von uralten Zeiten also bräuchlich ist; daß es aber etwas übels nach sich ziehen solle, wenn es ohngefehr verkehrt gelegt wird, das wird nimmermehr erwiesen werden. Ich meines Orts besorge mich gantz nichts Böses, denn ich weiß es, und bin versichert, daß, ob das Brod gleich von meinem Tische schauete, so laufft mir es doch nicht vom Tische. Wenn die abergläubische Rotte nur bedencken wolte/ daß wohl tausend mahl sich zutrüge, wenn irgend der Tisch klein ist, und ein ieder über Tisch ein Stück Brod abgeschnitten hat, das liebe Brod gar nicht auf den Tisch, sondern an einen andern Ort in der Stube/ wo Raum darzu ist, geleget werde, und zwar ohne Unterschied des aufgeschnittenen Theiles; darzu aber schweiget iederman stille, und habe ich noch nicht gehöret/ als ob es nicht gut wäre. Da es nun nichts übels zu bedeuten hat/ wenn das Brod gar vom Tische weggelegt wird, viel weniger kan es schaden, wenn es auf dem Tische liegt, und mit dem aufgeschnittenen Theile nur vom Tische sich abwendet. Es wolte zwar ein guter Freund, mit dem ich nur heute von dieser albern Materie discourirte, vermeynen, ob wäre irgend das die Ursach, daß es nicht gut sey, so man den aufgeschnittenen Theil des Brods also legte, daß es vom Tisch abwerts sehe, weil auf

solche

solche Weise ein böser Mensch leicht könnte Gifft oder etwas schädliches an den aufgeschnittenen Theil partieren, und dem, der am ersten davon schnitte, Schaden zufügen. Allein, diese Besorgung ist ohne Noth, weil ja auf solchen Fall, da man das Brod gar vom Tische auf eine Banck oder andern Ort, wie vor gemeldet, legt, solches böse Unternehmen noch viel eher könnte ins Werck gerichtet werden. Zu dem wird ein böser Mensch, der solche verfluchte Dinge practiciren wolte, viel tausend andere und bessere Gelegenheiten, als diese, zu seinem bösen Vorhaben finden. Verdienet demnach dieser Punct gar wohl eine Stelle unter denen närrischen und verworffenen Aberglauben.

Das 21. Capitel.

Wer ein Gespenst höret/ der soll sich nicht umsehen/ sonst wird ihm der Halß umgedrehet.

JCh möchte gerne mit iemanden reden, der iemahls ein Gespenst gehöret oder gesehen hätte, denn ich kan mit meinem gutem Gewissen bezeugen, daß mir noch mein Lebtage kein eintziger wahrhafftiger Mensch ist vorkommen, der mir hätte erzehlen können, daß er ein Gespenst gesehen habe. (Was das Hören anlanget, das ist an sich selbst betrüglich.) Das bin ich zwar nicht in Abrede/ daß mir manchmahl ist vorgelogen worden, als ob man das und jenes gesehen oder gehöret hätte; wenn ich aber genau nachgefraget/

get, und alles wohl erforschet habe, so ists eine perfecte Lüge gewesen. Es gehöret ja gar zu viel Beweiß darzu, wenn man eine Sache will zu einem Gespenst oder Spückniß machen, denn es trägt sich so offt das und jenes so seltsam zu, daß dessen Gedancken, der es ansiehet oder höret, nicht anders geführet werden können, als auf teuflische Spückerey, da die Sache doch wohl offt einen gantz lächerlichen Ausgang gewinnet. Um beliebter Kürtze willen nur anietzo eines eintzigen Exempels zu gedencken. Vor ohngefehr vier Jahren erzehlte mir ein guter Freund, daß er bey nahe durch eine vermeynte Spückerey sey bethört worden/ und das hätte sich folgender Gestalt zugetragen: Er hätte ein paar Paucken auf seinem Boden stehend gehabt; da nun seine Magd des Abends, einiger Verrichtung halber, wäre auf dem untern Boden gegangen, hätte sie gehöret, daß auf dem andern Boden wären die Paucken geschlagen worden/ sey dahero voller Schrecken gelauffen kommen, und hätte gesagt, daß iemand auf dem Boden wäre, und die Paucken schlüge. Weil nun aber niemand im Hause zu vermuthen gewesen wäre, so wäre er, samt allen seinen Leuten, hinauf gegangen, und hätten die Magd immittelst verlacht; als sie aber nur eine Treppe in die Höhe gewesen, hätten sie alle mit Verwunderung und Bestürtzung beyde Paucken gehöret, dahero er etliche mahl gefraget hätte, wer droben wäre? hätte aber keine Antwort erhalten; iedoch hätten sie endlich ein Hertz gefasset/ und wären vollends

lends hinauf gegangen, aber forn bey der Treppe stehen geblieben, und über den Boden hin nach denen Paucken geleuchtet, die sie zwar gar wohl erkennet, aber niemanden dabey gesehen hätten; iedoch hätte das Schlagen auf beyden Paucken nicht nachgelassen, derohalben hätten sie es alle für eine sondere Bedeutung gehalten, und wieder davon gehen wollen. Er aber hätte doch gleichwohl dieses Wunder-Werck in der Nähe beschauen wollen, und wäre mit dem Lichte gar darzu gegangen, da er denn befunden, daß etwas von dem obersten Boden wechsels-weise auf beyde Paucken getropffet hätte/ und wenn ein Tropffen aufgefallen wäre, so hätte es geklungen, als wenn es wäre geschlagen worden. Wie er nun weiter auf den obern Boden gesehen, so hätte eine Katze das Wasser dahin gelassen gehabt, und wäre also aus der Furcht und Verwunderung ein Gelächter entstanden. Dahero bin ich der Meynung, daß, so iemand ein Gespenst (wofür er es hält, und doch nicht/ oder aber sehr selten ist) höret, so sehe er sich lieber recht darnach um, so wird er der Sache gewiß. Zwar muß ich ihm dieses versichern, und kan es nicht läugnen/ daß ihm/ so offt er sich wird umsehen, der Halß wird umgedrehet werden, iedoch ohne Verletzung seines Lebens. Denn ein iedweder, der sich umsiehet, dem wird ja der Halß, auch wohl der gantze Leib umgedrehet, aber nicht vom Gespenste, sondern ein ieder drehet sich ihm solchen selbst um; denn niemand kan sich umsehen, er drehe oder wende denn den Halß oder auch

den gantzen Leib um. Und auf solche Art möchte dieser Punct wahr seyn, in andern Verstande aber keinesweges.

Das 22. Capitel.

Am Tage Mauritii soll man keinen Weitzen säen/ er wird sonst rußig.

Dieses Nasen-weise Geheimniß scheinet aus der betrüglichen Bauer-Physica genommen zu seyn: Jedoch mag die erste Erfindung wohl von keinem schlechten Bauer herkommen, sondern von einem Nase-weisen betrüglichen und dabey abergläubischen Halbgelehrten, welcher irgend einsmahls am Tage Mauritii hat guten Weitzen aussäen lassen, der aber hernach ist brändigt oder rußig worden; aus übermäßiger Klugheit aber wird der halbgelehrte Bauer haben nach dem Tage gesehen, wenn der Weitzen ist ausgesäet worden, ob irgend etwas an solchem Tage zu finden sey, das eine Ursach des Brandes oder Rußes geben könnte, und wenn er in seinem Calender eingeschreiben, den 22. Septembris sey sein Weitzen ausgesäet, so hat er befunden, daß dieses der Tag Mauritii sey; dieweil aber Mauritius ein Schwartzer heist, so wird der sinnreiche halbgelahrte Bauer stracks geschlossen haben, daß um des schwartzen Moritzen willen der Weitzen sey schwartz oder rußig worden, und hat hernach diese Regul auf seine abergläubischen Nachfolger fortgepflantzet. Denn solche Dinge finden gemeiniglich eher Glauben, als etwas

was gewiß und wahrhafftiges. Wenn man aber diesen Punct mit rechter Vernunfft überleget, so wird man alsbald befinden/ daß im geringsten nichts zu fürchten sey an dem Mauritio. Denn wenn nur der Moritz-Tag Ursach des russigen Weitzens wäre, so würde gar kein rußiger Weitzen zu finden seyn, als nur der, der an solchem Tage wäre gesäet worden. Allein da gleichwohl ausser dem dennoch brandiger oder rußiger Weitzen überall anzutreffen ist; so muß es gantz eine andere Ursache seyn, warum der Weitze brandig wird. Was nun andere Zeit Ursach zum Brandte oder Ruß ist, das ist es auch am Moritz-Tage. Der Moritz-Tag aber an und für sich selbst thut nicht das allergeringste darzu. Uber diß so wird ja nicht allein der Weitzen brandig, sonders auch offt die Gerste, Hafer und dergleichen Früchte. Warum aber soll man sich denn nur mit dem Weitzen für dem schwartzen Moritz in acht nehmen, und nicht auch mit denen andern Früchten? Vielleicht, weil der Weitzen die vornehmste Frucht des Feldes ist. Aber die Sache kömmt gar lahm heraus, und ist gewiß, daß eben das, was andere Früchte rußig oder brändig machet/ auch die Ursach des Rußes im Weitzen ist, der Moritz-Tag aber nicht.

Das 23. Capitel.

Es ist nicht gut / wenn man über den Kopff siehet.

DJe Meynung gehet dahin, daß man nicht in die Höhe über die Stirn hinweg nach etwas sehen soll, und heisset sonst so viel, als übersichtig. Hier aber, nach der klugen Rocken Philosophie, heist es über den Kopff sehen, und dieses über den Kopff sehen sey nicht gut. Zwar muß ich selbst bekennen, daß ich das Sehen über den Kopff (soferne ichs schlechterdings nach fleischlichen Sinn betrachte) mag anschauen, nach welcher Meynung ich will, so befinde ich, daß es nicht gut sey. Denn was die Ubersichtigkeit anlanget, so ist solches ein übler Zustand an einem Menschen; dahero die Weiber bey denen kleinen Wochen-Kindern sich nicht ohne Ursach in Acht nehmen, daß sie nicht viel über des Kindes Köpffgen herum gauckeln oder machen, darnach das Kind die Augen wenden, und also übersichtig werden möchte; und ist demnach nicht gut, daß man solchergestalt über den Kopff sehe. Der allweise Schöpffer hat dem Menschen nicht die Augen oben auf den Kopff, sondern forn in die Mitte desselben gesetzt, auf daß der Mensch sowohl unter sich auf die Erde, davon er ist, als auch insonderheit über sich nach dem Himmel, dahin er nach dem Willen GOttes gelangen soll, sehen könne. Wenn sichs denn zuträgt, daß ein Mensch kranck wird, daß er zu Bette liegen muß, so legt der Kopff darnieder, und das Gesichte kehret sich in die Höhe, und muß also der Patiente ohne seinem Willen über den Kopff sehen, welches Sehen über den Kopff ja allerdings nicht gut ist. Drittens, wenn auch gleich ein Mensch am Gesichte

sichte keinen Fehler aus der Natur erhalten hätte, oder nicht übersichtig wäre, auch wegen Kranckheit nicht darnieder liegen müste, er hätte aber sonst so viel Angst und Noth auf dem Halse, daß ihn solche trieb / die Augen offt in die Höhe zu werffen, und zu GOTT um Hülffe zu seuffzen, so stehet es, leiblicher Weise davon zu reden, auch nicht gut um einen solchen Menschen. Dahero mag das Sehen über den Kopff kommen, wie es wolle, so ist es nicht gut. Jedoch muß man es auch so verstehen, daß man es nicht nach einem abergläubischen Sinn betrachtet, sonst solte mir es wenig Mühe kosten, so wolte ich gnugsam erweisen, daß es auch in mancherley Verstande könte gut seyn. Damit ich aber denen Weibern auch einmahl eine Freude machen, und ihnen Recht lassen möchte, so lasse ichs vor dißmahl also bewenden.

Das 24. Capitel.

Wenn am Tage Johannis-Enthauptung in einen Baum gehauen wird / so muß derselbe verdorren.

Ich stehe in denen Gedancken, und verhoffe, meine Gedancken werden mich auch nicht betrügen, daß die Nahmen in dem Calender mehrentheils nach Gutdüncken einiger Päbstler, ohne einige Gewißheit, daß eben accurat zu der Zeit und den Tag die jährige Zeit derer Personen, die solche Nahmen geführet / ihr Geburts- oder Todes-Tag sey, angesetzt worden sind. Und

würde es dem Pabste noch eine gar schlechte Kunst seyn, an statt der ietzt im Calender befindlichen Nahmen, durch den gantzen Calender, auf alle Tage, lauter andere Nahmen (die auch offt, der Bedeutung nach, mit denen alten gantz nicht überein kommen würden) zu setzen. Denn er hat ja so unzehlich viel Canonisirte Heiligen, daß sie auch der Teufel selbst nicht alle wird zu nennen wissen, wie denn gewiß will gesaget werden, daß einige davon noch niemahls auf der Welt gewesen, sondern nur dem Nahmen nach erdacht worden wären. Es mag aber dieses nun seyn, wie es wolle, und so auch die Tage allesamt gantz richtig ein Jahr, wie das andere, einträffen, welches doch nicht geschicht; so kan doch im geringsten, um des Nahmens willen, der an diesem oder jenem Tage, der Gewohnheit nach, gefällig ist, sich in der Natur nichts verändern. Und ob ich zwar dieses gar eigentlich und weitläufftig mit allerhand Vorstellungen und Exempeln erweisen könte; so will ich doch, um beliebter Kürtze willen, anietzo nur bey dem verbleiben, wovon der vorhabende Punct handelt, nehmlich bey dem 29. Augusti, oder dem Tage Johañis-Enthäuptung. Nun frage ich erstlich, ob auch wohl in der gantzen Welt ein einiger Mensch so verwegen seyn könne, der sich unterstünde, gewiß zu erweisen, daß St. Johannes ohnfehlbar den 29. Augusti, unsers Calenders, sey enthauptet worden? Ich meyne, es wirds ein jedweder müssen unerwiesen lassen. Da nun dieses etwas ungewisses ist, wie kan man denn um deßwillen dem 29. Augusti ei-

ne

ne solche Eigenschafft gewiß zuschreiben, die er von der Enthäuptung Johannis des Täuffers soll erlanget haben, da doch sint der Enthauptung Johannis eine so merckliche Veränderung der Zeit und Calender vorgangen ist? Ja so gar unrichtig sind wir in der Wissenschafft solcher Tage, daß wir nicht einmahl wissen, welchen Tag unser einiger Seeligmacher, JEsus Christus, in die Welt gekommen, ob es Sonntag, Montag, Dienstag, oder ein ander Tag in der Wochen gewesen sey, woran uns zwar auch nichts liegt sondern sind vergnügt/ daß wir gewiß darinnen sind, daß er wahrhafftig gekommen ist, und uns erlöset hat. Wie viel ungewisser nun sind wohl solche Tage, die wir gantz und gar nicht zu wissen vonnöthen haben? Ich will aber den Fall setzen, daß wir in der Wissenschafft und der Nachricht von allen Nahmen und Tagen richtig und gewiß wären; so würde es uns doch zu keinem Beweiß dienen, als ob um deswillen dieser oder jener Tag eine sonderbare Würckung vor andern hätte. Zum Exempel: Die abergläubische Rotte philosophiret bey dem ietzt vorhabenden Punct auf folgende Weise: Weil nehmlich der heilige Johannes am 29. Augusti wäre unschuldig enthäuptet oder getödtet worden/ so, daß alles Blut und alle Lebens-Geister ihm entgangen wären; also geschähe es auch nun, daß, wenn an diesem Tage ein guter Obst-oder anderer Baum verletzt würde, so müsten ihm auch alle Kräffte entgehen, biß er gar verdorrete/ und das geschähe um deßwillen, weil St. Johannes in der Wüsten

und im Walde bey denen Bäumen sich hätte so lange aufgehalten, und sich zum Theil der Früchte, des wilden Honigs, als auch der daselbst befindlichen Heuschrecken zu seiner Speise bedienet, so geschähe solche Verderbung der an solchem Tage verletzten Bäume gleichsam zum ewigen Gedächtniß der unschuldigen Verletzung dieses heiligen Mannes. Alleine, ohne dem, daß diese albere Meynung sehr hincket, so will sichs gar nicht reimen, daß um einer an einem unschuldigen Menschen unrecht-vollzogenen Execution willen derselbige Tag eine gantz andere Würckung, von der Zeit der Execution an, biß an der Welt Ende, bekommen solte, als er vorhero gehabt hätte, zumahl, da die Würckung auf leblose Creaturen, die mit der Execution nichts gemein gehabt, geschehen soll, als wie hier bey diesem Puncte. Was gehet doch die Enthäuptung Johannis denen Bäumen an? und wie soll doch um deswillen der 29. Augusti, und kein anderer Tag, die Art und Eigenschafft nach dem erst bekommen haben, daß die Bäume müsten verdorren, welche man an diesem Tage beschädigte? Es ist ja sicherlich eine solche albere und abgeschmackte Sache, die wider alle Vernunfft und die Natur läufft. Das ist zwar gewiß genug, daß man einen Baum verletzen kan, daß er verdorren muß, wie manchem ehrlichen Mann wohl mehrmahls an seinen Obst-Bäumen wiederfähret: Alleine, wer solches thut, der begehet ein Schelmstück, und verdienet den Staup-Besen, und muß auch nicht eben am Tage der Enthäu-

ptung

ptung Johannis geschehen, sondern kan es alle Tage thun. Also vermeyne ich zur Gnüge erwiesen zu haben, daß dieser Punct ein närrischer Wahn und Aberglaube sey.

Das 25. Capitel.

Wenn man ein Brod aufschneidet/ muß man mit dem Messer selbiges unten mit drey Creutzen bezeichnen/ sonst können die Hexen Theil daran haben.

JCh habe schon anderswo zur Gnüge erwiesen, daß der Teufel nach den blossen Creutzen nichts frage, die Hexen auch nicht, und / wie die Hexen selbst allerhand Creutze formiren, und, der gemeinen Meynung nach, gern auf denen Creutz-Wegen tantzen sollen. Ob nun das Tantzen auf denen Creutz-Wegen um deßwillen geschicht, daß sie den Creutz-Weg zum Spott mit Füssen treten wollen, das lasse ich dahin gestellet seyn; genug, daß damit erwiesen wird, daß sie keine Furcht für dem blossen Creutz-Zeichen haben. Ingleichen, wenn wahr ist, daß der Teufel den lateinischen Vers, welcher sich sowohl zurück- als vorwärts lesen lässet / gemacht hat: Signa te, signa, temere me tangis & angis; so wird man wohl mercken, daß er sich durch das Creutz-Zeichen nicht lasse verhindern. Wie vielweniger wird das unbedachte Gecreutze am Brodte etwas helffen? Christus hat das menschliche Geschlecht am Stamm des Creutzes erlöst, nicht a-

ber das Brodt oder andere Dinge, die keiner Erlösung bedürffen; was soll denn nun an solchen Dingen das Creutz-Zeichen helffen? Die Hexen müssen ohnedem wohl das liebe Brodt unangetastet lassen / wenn man sich und alle das Seinige täglich in den allmächtigen Schutz GOttes befiehlet. Uberdiß bedencke man nur, wie die Creutze ja nicht über das gantze Brodt her gezeichnet werden / sondern nur auf einen Fleck unten am Brodte. Wenn aber nun das Brodt so weit, als die Creutze gewesen sind, gegessen ist / so ist das übrige nicht becreutzet; also könten ja die Hexen das übrige holen. Hierwider wird man zwar sagen: Nein, obgleich das Zeichen nicht über das gantze Brodt gehet, so gehet doch die Krafft des Creutzes durchs gantze Brodt. Aber, mein lieber Freund, weder das Creutz-Zeichen noch das Zeichnen hat einige Krafft wider die Hexen oder den Teufel, sondern der Glaube und das Vertrauen zu dem / der am Creutze gestorben ist. Und wie viel tausend Brodte werden aufgeschnitten, und mit drey Creutzen bezeichnet / da diejenigen, die es aufschneiden, nicht einmahl an ihren Schöpffer noch Erlöser gedencken? Was soll denn hernach eine solche Bezeichnung, ohne einige gute Gedancken, wohl vor Krafft haben? sicherlich die allergeringste nicht. Derowegen thust du am besten, du befiehlest alle das Deine dem lieben GOtt, und lässest den walten / der ist besser, denn hundert tausend Creutze, die Hexen müssen dir dein Brodt, ohne einiges Zeichen, liegen lassen.

Das

Das 26. Capitel.

Wenn eine Magd Teig zu Brode knetet/ und greifft mit denen teigichten Händen einem jungen Purschen ins Gesicht/ so bekömmt derselbe nimmermehr einen Bart.

DAs lasse mir einer einen künstlichen Handgriff seyn! Ich will den Barbierer loben, der so geschickt ist, einem den Bart mit einem eintzigen Griff also einzuseiffen, daß er hernach nimmermehr kein Scheermesser an einen solchen Bart weiter zu setzen vonnöthen habe. Zwar kan ich es keinem Barbierer verargen, daß sie diese Kunst nicht lernen; denn wenn sie es also machten, so hätten sie hernach nichts zu scheeren, und müsten viele, die sich vom Scheeren nehren müssen, verderben. Das ist zwar wahr, daß mancher würde einen Dreyer zu Brandteweine und Toback ersparen können, wenn er nicht jährlich müste ein paar Thaler für den Bart zu scheeren hingeben, dahero dieses Kunststückgen nicht zu verachten zu seyn scheinet; iedoch ist dieses noch zu bedencken, daß ob es gleich ietziger Zeit Mode ist, daß die Männer kahl und glatt um das Maul sind, so ist doch zu vermuthen, daß in kurtzem die grossen Bärte dürfften wieder Mode werden, alsdenn würde ein solcher, an welchem die Kunst wäre practiciret worden/ nicht wohl zu rechte kommen, wenn er zu keinem Barte gelangen könnte, sondern um das Maul nackend

ckend bleiben müste. Ein Frosch ist zwar ein frischer Kerl und scheuet sich nicht durchs tieffste Wasser zu gehen, und im Winter unter zu tauchen als wie ein Wagehalß; weil er aber keinen Bart oder Haar ums Maul hat, ist er doch deswegen in Verachtung kommen, daß man auch von ihme ein spöttisch Sprüchwort um deßwillen zu machen pfleget; daher ist zu vermuthen, daß diese Kunst wenig Liebhaber finden wird. Wie ich dieser Tage diesen Punct von einem Weibe hörete, fragte ich sie, ob sie denn iemahls einen Mann gesehen hätte, an welchem zu erweisen wäre, daß dieses Stückgen probat sey? da nennete sie alsbald einen, und schwur darzu, daß einig und alleine die Ursach sey, daß einmahl eine Magd ihn mit teigigen Händen ins Gesicht hätte gegriffen, daß er nun keinen Bart bekäme. Weil aber sonst weiter kein dergleichen Exempel mehr erfahren kan, so bediene ich mich billich des bekannten Sprichworts: Eine Schwalbe macht keinen Sommer, und ein Trage-Korb keinen Jahrmarckt; und ziehe also die gantze Kunst in Zweiffel. Denn damit ist die Sache noch lange nicht erwiesen, daß ich sage: dieser hat und bekömmt keinen Bart, warum? Antwort: Man weiß keine Ursach, als weil ihm einsmahls in seiner Jugend eine Magd ins Gesicht gegriffen, als sie die Hände voll Teig gehabt hat. Ey, ist das nicht ein schöner Beweiß? wenn die bemeldte Magd ihm nun nicht ins Gesichte gegriffen hätte, dargegen aber erinnerte man sich, daß er einsmahls in seiner Jugend sey mit dem Maule

le und Gesicht in einem warmen Küh-Fladen gefallen, so müste dieses die Ursach seyn des kahlen Maules. Ob nun solches Beweiß gnug sey, das kan ein Vernünfftiger leicht ermessen. Ich glaube nichts davon.

Das 27. Capitel.

Wer zum ersten mahl bey einem Huren Kinde Gevatter wird/ hat Glück zu heyrathen.

WJe ich zum ersten mahl zu Gevattern stand, so wurde ich zwar im Brieffe darzu ersucht, als ob des Kindes Vater ein Bürger und Schneider in Leipzig wäre; aber ich habe den guten Gevatter mein Lebtage nicht zu Gesichte bekommen, und weiß auch noch diese Stunde nicht, in welchem Theile der Welt er wohnet. Die Mutter des Kindes aber kannte ich daher: Als ich zwey Jahr vor dieser Gevatterschafft mich etliche Tage in Leipzig aufhielt/ so war sie in dem Hause/allwo ich logirte Köchin, wenn ich denn manchmahl etliche Stunden war in der Stadt herum gelauffen, und ermüdet in mein Logiament kam (es war eben in der Messe) satzte ich mich auf einen auf dem Saale nicht weit von der Küche stehenden Polsterstuhl. Diese Köchin aber war gegen mich so freundlich und dienstfertig, daß sie mir etliche mahl ein Küssen, den Kopff daran zu legen, anboth, welches ich doch nicht annahm. Alleine, diese dienstfertige Magd wolte endlich sich besser expectoriren, und

erweisen, wie gut sie es meyne, und fiel mir um den Halß und küssete mich, sagende: Sie hätte das Mannsen doch gar so lieb. Ob ich nun zwar sie nach selbiger Zeit nicht wieder mit einem Auge gesehen habe, so muste ich doch zwey Jahr hernach, als ich wieder nach Leipzig kam, ihr Gevatter werden; Ich kunte aber von keinem Menschen erfahren, wo ihr angegebner Mann wäre. Dahero ich Ursache zu vermuthen habe, meine Frau Gevatterin sey eine Wittbe gewesen, welcher noch nie kein Mann gestorben ist, und kan ich also niemanden recht sagen, ob ich zu erst bey einem Ehe-oder Huren-Kinde zu Gevattern gestanden habe. Und gleichwie mir es mit dieser meiner ersten Gevatterschafft ergangen ist, also gehet es noch sehr vielen. Ja, wie manches wird zu Gevattern gebeten von dem oder jenem, GOtt aber weiß, wo der rechte Kindes-Vater sich aufhält, und ist die Wöchnerin nur froh, daß einer da ist, der sich darzu bekennet, und den Kindtauf-Schmauß ausrichtet. Scheinet dahero was ungewöhnliches und schlechtes zu seyn, daß man zum ersten mahl bey einem Huren-Kinde Gevatter werde. Wie es aber mit dem darauf vermutheten Heyraths-Glücke stehe, da kan ich noch von keiner gar zu richtigen Probe etwas sagen. Wohl aber sind mir Leute bekannt, die im Heyrathen unglücklich gewesen, und mir doch selbst gesagt haben, daß sie zum ersten mahl bey Huren-Kindern zu Gevattern gestanden wären. Ingleichen sind mir alte Jungfern, welche wegen grauer Hare den Puder

ersparen können, bekannt, die gar keine Männer bekommen können, ob sie gleich auch zum ersten mahl bey Huren-Kindern zu Gevattern sind. Hat es dannenhero das gäntzliche Absehen, als ob das Huren-Glück auf Steltzen gienge, und leichte in Koth falle.

Das 28. Capitel.

Es ist nicht gut / wenn man es einem andern zutrinckt / und so man getruncken hat / dem andern den Krug oder Kanne offen stehend giebt.

Ich würde manche Rocken-Stuben-Regel haben ungestriegelt gelassen, wenn die Weiber nur sprächen: Das stehet nicht fein, oder / das und das läufft wider die Erbarkeit! Weil sie aber allewege sagen: Es ist nicht gut! welches so viel heisset, als wenn sie sagten: Das ziehet etwas Ubels oder ein Unglück nach sich; so ist es nöthig, daß ihnen gewiesen werde, wie sie die Leute mit ihrer Lehre nur in vergebliche Furcht setzen. Was demnach anlanget der ietzt vorhabende Punct; so gestehe ich zwar selbst, daß es nicht erbar heraus kömmt / wenn man es einem andern aus einer Kanne, oder mit einem Deckel versehenen Kruge, zutrinckt, und giebt die Kanne oder Krug dem andern also offenstehend hin, da doch der Deckel um deßwillen drauf gemacht ist, daß das Gefäß damit zugedeckt werden möge. Was aber das hierbey zu besorgende Unglück anlanget, da kan ich durch das allerbeste Perspe-

ctiv

ctiv keines erkennen. Und will ich einem jedweden nur das zu überlegen geben / wie daß nicht allein mancher Krug keinen Deckel hat, daraus man doch ohne einige Besorgung einiges Ubels trincket; sondern es werden auch viel tausend Becher und Gläser, die alle offen stehen, und keine Deckel haben, ausgeleeret / und also offen dem andern wieder zugebracht. Wenn nun wahr wäre, daß etwas übels aus den offenen Trinck-Geschirren zu besorgen sey, warum solte es denn nicht aus allen vermuthet werden? Kömmt also dieser Punct nicht sowohl aufs Unglück an, als vielmehr auf die Erbarkeit und gewöhnliche Sitten.

Das 29. Capitel.

Wer ein verlöscht Licht wieder anblasen kan / daß es brennet / das ist noch eine reine Jungfer oder Jungergeselle.

Wenn es auf das Licht-Anblasen ankäme, würden sich ohne Zweifel alle Huren damit legitimiren können, und als reine Jungfrauen aufziehen; es wäre denn Sache, daß sie schiefe oder krumme Mäuler hätten / und es ihnen gienge, als wie sichs einsmahls in einer Bauer-Familie soll begeben haben, da dem Vater die obere Lippe weit über die untere, und der Mutter die untere weit über die obere, der Tochter das Maul auf der rechten, dem Knechte aber auf der lincken Seiten gestanden haben soll. Wie nun der Knecht den Vater um die Tochter angesprochen,

chen, selbige zur Ehe zu nehmen / hätte der Vater gesaget: Er hätte zwar keinen Tadel in seiner, des Knechts Arbeit, was den Feld-Bau und Ackerwerck anlangete, deswegen er ihm seine Tochter nicht Ursach zu versagen hätte: Alleine, er müste auch erst probiren, ob der Knecht auch, als ein rechtschaffener sorgfältiger Hauß-Vater, wüste Feuer und Licht recht zu verwahren? wolte demnach ihm dieses zur Probe geben, wenn er, der Knecht, könte ein Licht recht ausblasen, so solte er die Tochter haben. Wie nun ein Licht gebracht wird / nimmt es der Knecht, und bläset, daß er möchte schwartz geworden seyn; hatte aber alles neben dem Lichte hin über den lincken Backen geblasen, und das Licht im geringsten nicht beweget. Die liebe Tochter, als der es sehr um einen Mann zu thun gewesen, hatte angefangen zu sagen: Ju, Voter! âs es Hauß däß Denges noch nich gewuhnt, wos hâ nich kan, dos kan ich; mâ wonn dos Licht schund met ânander usblose. Hauß, gim mie dos Licht hâr, sue musts mache: Hierauf hatte Jungfer Griete das Licht vor das Maul gehalten, und geblasen, daß ihr der Odem zugleich mit von hinten ausgegangen war, hatte aber ebenfalls die Flamme am Lichte nicht beweget, sondern über das rechte Ohr hin geblasen. Hierauf hatte die Mutter der Tochter das Licht aus den Händen gerissen, und gesagt: Du Ox! kannte denn nich dos Licht usgeblose, hättste es fer dân Hingern gehallen, hättste es ihr getroffen, du must es sue mache: und hatte sich gantz aus dem Odem geblasen, aber alles in

die Höhe über die Nase und Stirn weg, und dennoch das Licht nicht beweget. Hierüber hatte sich der Vater erzürnet, und zu der Mutter gesagt: Du allär Narr! du wilts Grieten weise, on kansts sälber nicht, du bläst gar zu huäch, du must nich su huäch blose: siech, sue must es mache; und hatte das Licht genommen, solches für die Nase gehalten, (denn er hatte in Acht genommen, daß das Weib das Licht vor das Maul gehalten, aber bey der Nasen weggeblasen hatte,) und hatte weidlich drauf loß geblasen, aber fast ehe die schwartzen Haare sich aus der Hertz-Grube geblasen, als das Licht verlöschet; und hatte also keines von ihnen ein Licht können auslöschen. Wenn es nun wahr wäre, was uns der ietzt-vorhabende Punct will bereden, so scheinet es, daß diese vier Personen auch alle viere noch müsten reine Junggesellen und Jungfern gewesen seyn, weil ihnen nicht einmahl ein Licht hat verlöschen wollen; iedoch kan es nicht seyn, weil der Vater und die Muter schlechterdinges auszuschliessen sind vom ledigen Stande. Diese Historie habe ich um deßwillen hier angebracht, weil (soferne vorhabender Punct wahr wäre) per conseqvens daraus erhellet, daß, so ein reiner Junggeselle oder ehrliche Jungfrau in ein verlöschet und noch glimmend Licht bläst, und dasselbe wieder anbläst, daß es wieder brennet, so kan von diesen ledigen Personen keines kein Licht ausblasen, denn das Ausblasen ist dem Anblasen schnurstracks entgegen. Aber, was mag ich doch viel Umstände machen? Es ist ja nichts unbekanntes, daß die

Kunst,

Kunst, ein verloschen Licht wieder anzublasen, gar gemein ist, und können es Männer und Weiber, Junggesellen und Jungfrauen, Reine und Besudelte, Huren und Schelme, und andere mehr. Wäre also dieses gar eine falsche Probe, wenn man damit versuchen wolte, ob eines, das ausser der Ehe lebet, in puncto sexti noch ehrlich sey, oder nicht. Und könte manche Hure vor ehrlich, und manche Ehrliche vor eine Hure erkannt werden.

Das 30. Capitel.

Wer ein Rad über den Thor-Weg macht / der hat Glück in seinem Hause.

DA sehet ihrs / ihr Leute! ey so machet doch Galgen und Rad über eure Thorwege, auf daß ihr Glück ins Hauß bekommet. Es muß doch wohl dieses Kunst-Stückgen wahr seyn, weil ein Rad oder Kugel der Fortunæ ihr Fußschemmel zu seyn pfleget. Wer nun das Rad mit der Fortuna über seinen Thor-Weg machet, und keppet das Rad ein wenig auf die Seite, plump liegt die F = = mit den Aepffeln (die Fortuna meyne ich) alsdenn im Hause. Wer wolte denn solchergestalt noch zweifeln / daß der Glück im Hause hätte, der ein Rad über seine Thür oder Thor-Weg machet? und weil es am Rade genug ist / so kan man den Galgen davon lassen / auf daß niemand vermeyne, er habe Diebs-Glück. Ingleichen könte sichs auch leichte zutragen, daß, wenn man vermeynte, das Glück würde ins Hauß fallen, das Glück dargegen einen Sprung vom Ra-

de aufn Galgen thäte, und müste man denn hernach dem antworten, der einen fragte, wie sich das Glück anliesse/ seit dem das Rad über der Thür gestanden hätte: das Glück sey gar an Galgen. Soll ich meine rechte Meynung von diesem Puncte eröffnen, so glaube ich, daß hierbey ein Irrthum und Mißverstand vorgehe, und aus diesem entstandenen Irrthum ist eben der abgöttische Aberglauben vom Rade entstanden, und muß ohne des Geyers Danck ein über die Thür gemachtes Rad ein Glücks-Rad seyn, oder Glück ins Hauß bringen, da ich doch gäntzlich dafür halte, es soll nicht Rota oder Rad, sondern Consilium oder Rath heissen, welcher Meynung auch Salomon zu seyn scheinet, wenn er in seinen Sprüchen Cap. 11. v. 14. saget: Wo nicht Rath ist, da gehet das Volck unter, wo aber viel Rathgeber sind, da gehet es wohl zu. Ich kan nicht sehen, wie natürlicher Weise ein Rad das allergeringste Glück zuwege bringen könne? denn obgleich in gemeinen Reden viel vom Glücks-Rade gedacht wird; so geschehen solche Reden doch nur Gleichniß- oder Sinnbilds-weise, weil man damit zu verstehen giebt, daß das Glück so unbeständig sey, als ein Rad oder Kugel, welches bald diß, bald jenes Theil in die Höhe kehret. Dahero auch die Fortuna auf einer Kugel stehend pfleget abgebildet zu werden. Ich meines Orts halte es mit Salomon, und ist der allerdings glücklich zu preisen, welcher Rath hat und findet, so offt er zu seiner Thür aus- und eingehet, und über welchem der Rath und Seegen GOttes

tes stehet. Die andern Räder aber wollen wir an denen Kärnen, Wägen und Kutschen lassen; auch einige denen Scharff-Richtern, für die Kirchen und Strassen-Räuber zu gebrauchen.

Das 31. Capitel.

Wenn eine Sechswöchnerin aus einem Brunnen Wasser holet/ so versieget oder vertrocknet der Brunnen.

DA habt ihrs, ihr Frauen Wöchnerinnen! merckts, und bleibt in euern Wochen-Stuben, biß sechs Wochen um sind, denn ihr sehet selbst, und sagts auch selbst/ daß sich die Elementa vor euch entsetzen, und zurück weichen. Es ist nur wenig Wochen, daß eine alte bey nahe siebtzig jährige Trompe dieses mich gantz gewiß hat bereden und mit ihrem eigenen Exempel erweisen wollen, daß als sie einsmahls in Wochen gelegen, und heraus an den Brunnen gegangen wäre, Wasser zu holen, so wäre hernach solcher Brunnen vertrocknet, daß hinfort kein Tropffen Wasser darinnen angetroffen worden wäre. Ob ich nun zwar zwar wohl glauben kan, daß eine Qvelle kan aussen bleiben, aus unterschiedlichen natürlichen Ursachen, wie viele Exempel an aussengebliebenen Gesund- und andern Brunnen es beweisen; so kan ich aus natürlichen Ursachen doch nicht finden, daß eine Wasser-Qvelle schlechterdings um deßwillen soll zurück treten, wenn eine Wöchnerin davon schöpffet. Denn obgleich von Rechts-wegen eine Wöchnerin sich inne hal-

ten, und nicht unter die Leute oder die Gemeine gehen soll, so kan es bey armen Leuten doch nicht so stricte zugehen, daß sie nicht nach verflossenen zwey oder drey Wochen in ihrem Hofe oder Garten eine Kanne Wasser holen solten. Und wie gehet es denn zu bey denen Soldaten-Weibern im Felde, welche sich wahrhafftig nicht so genau an Himmel halten können, sondern wohl des andern Tages heraus und fort müssen? daher habe ich mich bey einer Soldaten-Frau, welche etliche Campagnen mit gethan hat, dieses Puncts halber befraget, welche zur Antwort gab, daß diese Meynung s. v. erstuncken und erlogen sey; und hätte sie zwey Jahr hernach in Pohlen, aus einem solchen Brunnen, woraus sie zwey Jahr vorher, als eine Wöchnerin, geschöpffet, wieder Wasser geholet. Also habe ich zwey contraire Zeugen: erstlich das alte Weib, welche bezeuget, daß der Brunnen, woraus sie als eine Wöchnerin Wasser geholet, vertrocknet sey: Zum andern das Soldaten-Weib, welche gleichsam mit ihrem eigenen Exempel das contrarium erweiset. Welcher soll ich von diesen beyden nun glauben? Ich glaube allen beyden. Der ersten glaube ich, daß der Brunnen, daraus sie in Sechswochen Wasser geholet, hernach vertrocknet sey, aber nicht um ihrentwillen, sondern aus andern natürlichen Ursachen, die keines weges von ihr hergerühret sind. Der andern kan ich auch gar leichte glauben, weil sie nicht Ursach geben können, daß die Qvelle und Gänge des Brunnens vertrocknen oder sich verstopffen müssen.

müssen. Also lasse ich beyden Weibern Recht; alleine der vorhabende Aberglaube bleibt ewig erlogen.

Das 32. Capitel.

Wenn man einen Teller über der Mahlzeit umwendet/ so können die Hexen Theil an der Mahlzeit haben.

Wenn Hexen mit über Tische sitzen und speisen, so haben sie freylich mit Theil an der Mahlzeit, es mag ein Teller umgewendet werden oder nicht. Wenn aber keine zugegen sind, so müssen sie dir deine Mahlzeit wohl unberochen lassen. Das Teller-umwenden ist gar unterschiedlich: Bey dem einen hat sich niemand nichts zu befürchten; bey dem andern theilet man dem Teufel und seinen Hexen wohl selbst von der Mahlzeit mit; bey der dritten Art gehet nicht so wohl von der Mahlzeit/ als von der gantzen Nahrung und Vermögen etwas mit Seuffzen fort. Das erste geschicht, wenn man, in Ermangelung eines reinen Tellers, die besudelte Seite unten und die reine Seite oben legt, und also faule Mägde machet, hingegen aber das Tischtuch besudelt. Und dieses mag eben die Gattung seyn, welches abergläubische Leute in dem ietzt vorhabenden Puncte verstehen. Die andere Art geschicht, wenn man verschwenderischer Weise die Teller mit samt der Speise verwegen umkehret, und auf die Erde schüttet, auch wohl verwegen mit Füssen darauf herum springt, wie ichs leider! wohl

ehe gesehen habe. Und diese Art geschicht dem Teufel zu Liebe. Ob nun aber der Teufel, von solchen ihme muthwillig fürgeschütteten Speisen, seinen getreuen Hexen etwas bringen könne, lasse ich dahin gestellet seyn, und wäre gar kein Wunder, wenn es geschähe. Die dritte Gattung des Teller-Umwendens ist diese, wenn die Soldaten in marchiren bey denen armen Bauern die Teller umwenden, und verlangen, daß die Bauern unter ieden Teller ein Sechzehngroschenstück, oder noch ein mehres legen sollen. Von allen diesen Teller-umwenden aber, es sey welches wolle/ ist keines nichts nütz/ sondern alle demjenigen nachtheilig, der die Mahlzeit ausrichtet. Jedoch bekommen die Hexen von dem Teller-umwenden, davon vorhabender Punct handelt, nichts.

Das 33. Capitel.

Eine zur Execution oder Scheiter-Hauffen geführte Hexe soll man nicht auf die blosse Erde lassen.

DIeses ist sicherlich eine sehr albere und einfältige Meynung, worbey weder Vernunfft noch einiges Judicium zu spüren ist. Was soll doch der Auftritt auf die blosse Erde der Hexe wohl helffen können? oder was wird es wohl (wie man sich doch närrischer Weise träumen lässet) an der Execution verhindern können? Sicherlich im allergeringsten nichts. Denn die Erde ist des HErrn, und so die Hexe sich vom

Satan

Satan zu GOtt bekehret, so ist sie ja des HErrn, und leidet hier bey der Execution ihr Recht im Nahmen des HErrn, so wird sie ja dürffen die Erde betreten, die so viel tausend gottlose Höllen-Brände tragen muß. Wäre es aber ja eine unbußfertige und verstockte Vettel, von welcher man sagen möchte, sie wäre nicht werth, daß sie die Erde trüge, so könnte man ja eben auch in diesem Verstande sagen: Sie sey auch nicht werth, daß sie die Lufft genösse, oder daß sie die Sonne bescheine. Da nun aber GOTT seine Sonne über Böse und Fromme scheinen, auch alle Elementa einem ieden zu gute kommen lässet; so ist es ja nicht möglich, daß man einer Hexe könne die Erde entziehen. Denn ob gleich gewöhnlicher massen die Hexen nicht zu Fuß nach ihrer Gerichts-Stelle oder Executions-Platz gehen, sondern auf einem Karn geführet werden, so sage mir doch einer, was er denn aus dem Karn vor ein ander Element als Erden machen will? daß die Hexe ja solcher gestalt auf Erden sitzet, wenn sie auf dem Karn sitzet. Wolte aber einer hinwieder einwenden, es sey der Karn nicht blosse Erde, sondern könne noch in andere Elementa zertheilet werden, wie in der Chymie leichte zu erweisen wäre; so antworte ich, daß solcher gestalt auch die also genannte blosse Erde gleichfalls in der Chymie könne in andere Elementa zertheilet werden, welches ich leichte erweisen könnte. Zu dem, so möchte ich wissen, warum man denn in diesem Fall die Erde denen andern Elementen gleichsam vorziehen will? man hält

ja das Feuer auch vor ein Element (wiewohl ichs nicht dafür erkennen kan) warum muß denn das Feuer den Leib der Hexe gar verzehren? Die Lufft ist auch ein Element, wer kan aber der Hexe die Lufft verbieten? Vor Alters hat man eine betrügliche Probe gehabt, ob eine eine Hexe sey oder nicht, wenn man die Leute gebunden und ins Wasser geworffen hat: sind sie untergesuncken/ so hat man sie unschuldig erkannt; sind sie aber oben aufgeschwommen, so hat man ihnen den Proceſs gemacht, ob wolte das Wasser sie, als Hexen, nicht leiden, sondern stieß sie gleichsam von sich/ dahero müsten sie von dem/ dem Wasser contrairen Element, nehmlich dem Feuer, verzehret werden. Wie aber diejenigen, die so Gewissen-loß geurtheilet haben, dermahleins für GOttes Richterstuhl bestehen werden? weiß ich nicht. Ists nicht wahr? über die Seele einer Hexe ist kein Mensch auf der Welt zu gebieten mächtig genug, daß also niemand der Hexen ihrer Seelen kan den Erdboden verbieten; Was aber ihr Leib anbelanget, so wird ja die Asche davon durch den Brand vielmehr der Erden einverleibet, und kan ihr also die Erde nicht entzogen werden. Weiß ich demnach nicht/ warum man die Hexen nicht will auf die Erde lassen. Hierauf will man mir aber zur Ursach angeben, daß, so die Hexen auf die Erde gelassen würden, so könnten sie sich unsichtbar machen, und also entkommen. Alleine das albere Geschwätze hat nicht den allergeringsten Grund, sintemahl man nicht ein einzig Exempel wird wissen, daß iemahls eine Hexe

auf

auf solche Art oder durch dieses Mittel entkommen sey? Ich selbst habe in meiner Jugend unterschiedliche Hexen verbrennen sehen, theils zu Arnstadt, theils zu Ilmenau, theils zu Schwenda, einem adelichen Dorffe, zwischen Arnstadt und Ilmenau gelegen, unter diesen wurden etliche begnadiget, und erst enthauptet, alsdenn verbrannt, diese wurden bey der Gerichts-Stelle auf die Erde gelassen, und wie ein anderer armer Sünder enthauptet; wenn sie nun durch die Berührung der Erden hätten entkommen können, würde es keine von ihnen unterlassen haben. Aber, gleich wie selten einer Lügen abgebrochen, sondern vielmehr derselben zugesetzt wird; also wird von derer Hexen ihrem Thun das allermeiste gelogen, und dieser ietzt untersuchte Punct ist nur bewiesener Massen auch nicht wahr.

Das 34. Capitel.

Wem Blattern auf der Zungen auffahren/ der wird so gleich belogen. Derowegen soll er alsbald dreymahl ausspeyen/ und dem Belüger alles Böse anwünschen.

MAn höret wohl, daß das eine Lehre aus des Teufels Schule sey, weil, wider die Lehre Christi, Böses mit Bösen soll vergolten werden/ und man den Belüger alles Böse anwünschen soll. Eine recht unbesonnene Sache ist es aber, Fluchen und Wünschen, und doch nicht wissen, wem

wem man es thut. Man wünscht seinem Belü-
ger alles Böse, da man doch nicht versichert ist,
daß man einen Belüger habe. Und ob gleich
die abergläubischen Weiber das zum Beweiß an-
geben, weil die Blasen auf der Zungen auffüh-
ren, so ist doch solcher Beweiß nicht einen Pfif-
ferling werth. Denn wenn dieses ein richtiger
Beweiß seyn solte, so würden keinem Menschen
keine Blasen auf der Zungen auffahren, als wer
belogen würde. Wer will aber so verwegen seyn,
und dieses vorgeben? So nun aber die Zunge
kan Blasen kriegen, ohne belogen geworden zu
seyn, wie kan man denn wissen, oder versichert
seyn, ob die Blasen vom Belügen oder von et-
was anders herkommen? ist man aber der Sa-
che nicht gewiß, warum fluchet und wünschet
man denn ins Gelag hinein, da man auf solche
Art ja GOtt selbst verfluchet, wenn es eine von
GOtt zugeschickte Beschwerung ist. Wer wird
doch wohl mehr belogen, als grosse Herren?
Wenn nun vom Belügen einem Blasen solten
auf der Zunge auffahren, so würden Könige und
Fürsten nimmermehr ohne Blasen auf denen
Zungen seyn. Drum möchten die abergläubi-
schen Schnader-Gänse es nur ein wenig beden-
cken, und ihre Thorheit ablegen, und sich nicht
selbst belügen.

Das 35. Capitel.

Wenn ein Krancker weinet / und vergiesset Thränen / so stirbt er des Lagers nicht.

Ey!

Ey! diesen Punct werde ich wohl müssen ungestriegelt lassen, denn die hochweisen Weiber werden ihn aus der Schrifft / und zwar aus dem andern Buch der Könige Cap. 20. erweisen, wenn Hißkias kranck war, und sterben solte, so weinete er sehr, darauf kam des HErrn Wort zu Jesaia, und sprach: Kehre um, und sage Hißkia, dem Fürsten meines Volcks: So spricht der HErr, der GOtt deines Vaters David: Ich habe dein Gebet gehöret, und deine Thränen gesehen, siehe! ich will dich gesund machen, am dritten Tage wirst du hinauf in das Hauß des HErrn gehen, 2c. Diese Biblische Geschichte ist zwar gantz richtig, ob sie aber zulänglich sey, damit zu erweisen, daß alle Patienten, welche weinen / des Lagers genesen, das will mir noch nicht in Kopff. Denn ob ich gleich nicht eben zu einem Gegen-Beweiß angeben will, als ob der reichen Frauen zu Sunem ihr Sohn geweinet habe, als er auf dem Felde zu seinem Vater sagte: O mein Haupt, mein Haupt! wie 2. Reg. IV. v. 19. mit mehrern zu sehen; wiewohl sehr zu vermuthen ist, daß dieser Knabe diese Rede weinend wird gethan haben, ob es gleich nicht mit ausdrücklichen Worten gemeldet wird; so sind mir doch selbst unterschiedliche Exempel bekannt, daß die Krancken geweinet haben, und sind dennoch desselben Lagers nicht genesen, sondern mit Tode abgangen, und sonderlich sind mir unterschiedliche an Blattern verstorbene Kinder wissend, die in ihrer Kranckheit geweinet haben. Darff sich derowegen gar niemand darauf verlassen, als ob ein

Patiente für dem Tode sicher sey, wenn er weinet: Hingegen so ein Patiente nicht weinete, und man wolte irgend daraus dessen Tod gewiß urtheilen / so wär es sicherlich auch eine vorwitzige Thorheit.

Nicht zu sicher oder frey,
Auch nicht allzuzaghafft sey;
Sondern wenn die Sterbens Zeit
Kömmt, so sey fein wohl bereit.

Das 36. Capitel.

In welchem Hause die Heymen oder Grillen sehr schreyen / da gehet es glücklich zu.

SIehe da, man muß täglich mehr lernen! Ich bin in gantz andern Gedancken gestanden / und habe vermeynet, die Grillen bedeuteten nichts gutes; sintemahl ich iederzeit in Acht genommen habe, daß diejenigen, welche mit Grillen ihre Zeit vertrieben haben, gar melancholisch gewesen sind, dahero ich geschlossen, die Grillen verursachten solche Traurigkeit. Allein dieser ietzt vorhabende Punct hat mich veranlasset, daß ich der Sache etwas besser nachgedacht, und befunden habe / daß die Grillen besser seyn müssen, als ich mir dieselben eingebildet habe. Denn ists nicht wahr, dasjenige, was in einem Hause im Uberfluß und die Menge ist, das darff man nicht, oder man hat nicht nöthig, dessen mehr zu machen oder anzuschaffen? Hingegen, was man machet oder anschaffet, das muß nicht alleine gut und nöthig, sondern es muß auch Mangel daran

seyn,

seyn, weil doch niemand gern etwas umsonst macht, dessen man nicht bedarff. Wo nun in einem Hause die Grillen sehr schreyen, allda müssen derer viel seyn, und wird nicht bedürffen, dergleichen zu machen; hingegen, wo Grillen gemacht werden, da muß nothwendig Mangel daran seyn. Weil man sie aber macht, so muß man derer benöthiget seyn, oder sie müssen Nutzen bringen. Wo aber des Dinges viel ist, das Nutzen bringet/ da gehets per conseqvens glücklich zu. Ergò so gehet es auch glücklich zu, wo die Grillen in einem Hause sehr schreyen. Wo man aber Grillen machen muß/ daselbst gehet es sein Tag nicht recht zu, und muß ich selbst gestehen, daß, so offt ich muß Grillen machen, so offt gehet es mir nicht nach Wunsch. Daß aber viel an denen Grillen muß gelegen seyn, kan man daraus leicht schliessen, weil mancher auch wohl gantze Nächte mit solcher Arbeit zubringet, worvon ich mich ebenfalls nicht kan frey sprechen. Was aber eigentlich derer Nutzen seyn mag, oder worinnen das Glück bestehen soll, das von Grillen-Geschrey herkomme, das habe ich noch diese Stunde nicht erfahren können, ohnerachtet ich derer selbst wohl viel Millionen gemacht habe; iedoch muß ich auch bekennen, daß die Grillen / die ich mache, alle stumm sind, und lässet sich iu meinem Hause keine hören, ob ich gleich manchmahl gantze Nächte mit Grillen-Machen Schlaff-loß zugebracht habe. Scheinet dannenhero, als ob die Grillen, die nicht singen oder schreyen, kein Glück bedeuteten, und ich also schlechten Vortheil von meiner

ner Nacht-Verrichtung haben dürffte. Nun gehen sie mir im Kopfte herum, und weiß ich nicht, wie ich ihnen lustig gnug soll fürpfeiffen, darnach sie singen lernen möchten. Bald bin ich willens gewesen, aller alten Weiber ihre Aberglauben in gewisse Versgen zu bringen, und dem Ungezieffer carminicè vorzusingen, sie damit zum Lachen oder Schreyen zu bewegen, weßhalben ich solche Versgen bey dem andern und dritten Hundert dieser gestriegelten Aberglauben an iedes Capitel mit angehänget habe; wie ich aber merckte, daß auch dieses nichts fruchten wolte, habe ich in der Boßt den Poeten-Kasten wieder zugeschnappt. Bald habe ich ihnen allerhand Geschichte und Historien vorgelesen, davon sie zwar einigermassen ruhig, aber dennoch zu keinem Singen bewogen worden. Wenn ich denn nun nicht weiß, durch was für Mittel ich die Grillen schreyend machen soll, so habe ich das philosophische Frauenzimmer hiermit freundlich ersuchen wollen, mir mit Rath an die Hand zu gehen, daß meine Grillen zum Singen möchten gebracht werden, ob es alsdenn irgend bey mir auch wolte glücklicher zugehen, als es nun schon viel Jahre gegangen hat, worzu GOTT helffen wolle!

Das 37. Capitel.

Wer lange schläfft, der wird weiß, und ie länger man schläfft, ie weisser man wird.

Wenn ich ein Frauenzimmer wäre, wolte ich mir das Stücklein lassen recommendiret seyn; weil ich aber ein Mann bin, so habe nicht nöthig, weiß zu seyn, weil die weisse Coleur denen Männern doch nicht wohl anstehet. Das Frauenzimmer aber, als welches allezeit begierig ist, schön weiß zu seyn, kan sich dieses Mittels befleißigen, denn es scheinet doch, als ob die Kunst probat wäre, weil man wohl wenig Exempel aufbringen wird, daß iemand im Bette sey von der Sonnen schwartz gebrannt worden; ingleichen mag es auch wohl zarte und schöne Hände erhalten, wenn man mehr schläfft, als arbeitet: Zu geschweigen, ob es nicht auch zum Reichthum hilfft, weil doch gleichwohl Ps. 127. v. 2. Salomon sagt, GOtt gebe es seinen Freunden schlaffend. Wiewohl mir hin und wieder im Wege stehet, was Salomon in seinen Sprüchen Cap. 6. v. 9. saget: Wie lange liegest du Fauler? Wenn wilt du aufstehen von deinem Schlaff? Ja, schlaff noch ein wenig, schlage die Hände in einander ein wenig, daß du schlaffest, so wird dich das Armuth übereilen, wie ein Fußgänger, und der Mangel, wie ein gewapneter Mann. Wenn ich nun diese Worte recht beobachte, welche gleichwohl durch Antrieb des H. Geistes sind aufgeschrieben worden, so giebt mir es grosses Wunder, daß einige Leute so seltzames Gemüthes sind, und lieber mit einer weissen Haut ihre Faulheit zu erkennen geben wollen, als mit etwas bräunlicher Haut ihren Wohlstand selbst

empfinden. Denn was hat ein fauler Schläffer von seiner zarten und weichen Haut vor Nutzen? Ich weiß keinen; wohl aber empfindet er desto eher Frost und Hitze, und hat vielmehr incommodität davon, als ein anderer von einer dauerhafften braunen Haut. Weil es aber im gemeinen Sprüchworte heist: Worzu der Mensch Lust hat, darzu hat er auch Andacht; so lasse ich billich einen ieden in seiner Andacht ungehindert, und mag meinentwegen einer schlaffen, so lange er will.

Das 38. Capitel.

Wenn ein Paar getrauet werden/ und hat der Bräutigam oder die Braut einen Schaden an sich/ so kan derselbe nimmermehr geheilet werden/ sondern müssen ihn mit ins Grab nehmen.

DAs ist was schreckliches! Wo muß dieses wohl herrühren? Solte denn des Priesters Hand so süchtig seyn? Das kan ich nimmermehr glauben: sintemahl dieselbe dem Bräutigam und der Braut vielmehr zum Seegen, als zum Verderben aufgeleget wird; so kan es auch nicht seyn, daß die Worte, welche ihnen gewöhnlicher Massen aus dem Buche der Schöpffung pflegen vorgelesen zu werden, solch Unheil erwecken und zuwege bringen solten, wenn es heist: Mit Kummer solt du dich nehren dein Lebenlang, und so fort: Und gegen das Weib: Ich will dir viel Schmertzen schaffen ꝛc. Denn diese Worte wer-

werden denen Eheleuten nur zur Nachricht vorgelesen, auf daß, wenn sich das gewöhnliche Creutz in ihrer Ehe einfindet, sie sich gedultig darein schicken, und gedencken sollen, daß es von lieber Vater-Hand komme, der es, als eine väterliche Züchtigung/ um der Sünde willen aufleget/ aber auch wieder abnimmt. Denn er verwundet zwar, er heilet aber auch; er schläget, verbindet aber auch wieder. Dannenhero kan ich mich in die Schäden nicht finden, welche durch die priesterliche Trauung solten so süchtig werden, daß sie nimmermehr zu heilen wären, und vermuthe ich, daß es solche Schäden seyn und verstanden werden müssen, welche der Bräutigam und die Braut mit aus Mutterleibe gebracht haben, und die noch niemahls ein Wund-Artzt zu heilen sich unterfangen hat. Was aber andere Schäden anlanget, derer ein Mensch zufälliger Weise kan theilhafftig werden, so würde man, wo es die Noth erfordern solte/ sonder Mühe gnug lebende Zeugen können aufführen, welchen erweisen würde, daß diese Art Schäden ohne Hinderniß gar offt wären geheilet worden, ob sie gleich zur Zeit der Trauung manchen beschweret hätten. Ist also dieser Punct ein verlogener Articul und pfylosophische alte Weiber-Regul.

Das 39. Capitel.

Wenn der Mond zum Fenster hinein in die Kammer scheinet/ so zerbricht die Magd viel Töpffe.

So möchte der Mond auch die zerbrochenen Töpffe fein bezahlen, weil er Schuld am Zerbrechen ist, und ist nur eine Schande, daß die armen unschuldigen Mägde doch gleichwohl alles müssen über sich nehmen, da doch der Mond Schuld daran ist. Ich möchte aber gleichwohl wissen, wie durch den Mondenschein die Zerbrechung der Töpffe könnte erreget werden? Natürlicher Weise scheinet es nicht wohl möglich zu seyn, es werde denn die Sache in verblümtem Verstande betrachtet, und will ich nicht widerstreiten, daß es auf folgende Art mag zugehen: Wenn der Mond/ i. e. Menses, die Magd monathlich anscheinet, und sie verdrießlich machet, daß sie mit verbundenem Kopffe in der Küchen herum gehet, und aus Ungedult einen Topff hieher/ den andern dorthin stößt und wirfft, so heist es alsdenn:

Wenn die Mägde gehn verbunden um die Köpffe,
So zerbrechen sie aus Ungedult viel Töpffe.

Drum möchten die guten Mägde nur fein gedultig seyn, und ihre Boßheit nicht stracks an denen unschuldigen Töpffen auslassen. Und wenn es endlich um und um kömmt, und die Frau schilt die Magd, wenn viel Töpffe hingerichtet sind, da wird die arme Katze vors Loch geschoben, und muß den Schaden gethan haben, wird auch wohl darzu noch weidlich abgebläuet, da das gute Kätzgen doch wohl nicht vom Mäuse-Loche, zu der Zeit, als die Töpffe zerbrochen worden, weggekommen ist. Also siehet man, wie doch die Unschuld immer leiden muß.

Das

Das 40. Capitel.

Wem etwas ins Auge fället/ der speye dreymahl über den lincken Arm/ so kömmt es heraus.

FReylich kömmt das, was er ausspeyet, heraus, aber nicht aus dem Auge, sondern aus dem Maule. Und auf solche Weise dürffte der Punct nach seinem rechten Verstande schon erläutert seyn; worbey gleichwohl diejenigen schlechten Beyfall finden, welche ihr Absehen auf das haben/ das im Auge drückt. Wenn ich diesen zu Gefallen aber selbst den vorhabenden Punct nur einig und allein in dem Verstande erwege, wie durch das Ausspeyen dasjenige, was ins Auge gefallen, möge heraus kommen? so kan es natürlicher Weise nicht anders geschehen, als wenn durch Verwendung des Kopffs nach dem lincken Arm, und durch das Ausspeyen, welches gleichsam blasend geschicht, die Augen aufgeblasen, und dasjenige, was darinnen liegt, beweget wird, daß es sich auf solche Weise entweder in einen Winckel des Auges begiebt, oder wohl gar herauf schlupffet. Dieses aber erfordert nicht eben dreymahliges Ausspeyen, sondern kan sich wohl gar zutragen, daß es schon zum ersten mahl, oder auch wohl zum vierdten und mehrmahlen Ausspeyen noch nicht, ja gar nicht von solchem Ausspeyen heraus kömmt. Ist demnach gar was abergläubisches, wenn man die Sache mit solchen Umständen und nachdenck-

lichen Ceremonien vornimmt, damit sie nur ein desto besser Ansehen, dadurch einige Verwunderung bey albern einfältigen Leuten erwachsen kan, gewinnen möge. Wie denn fast alle Aberglauben ursprünglich einen richtigen Zweck gehabt, aber mehrentheils durch solche Leute, welche gern von andern wollen vor klüger gehalten seyn, mit allerhand Abendtheuer verwickelt und gespicket worden sind, daß zuletzt solche Narren selbst sich in diesen abergläubischen Hasen-Netze verworren haben, daß sie nicht wissen sich wieder heraus zu finden. Wer nun will hinter die rechte Wahrheit dieses ietzt vorhabenden Puncts kommen, der versuche nur die Kunst, wenn ihm etwas ins Auge gefallen ist, so wird er gewahr werden/ daß es kein Remedium universale, sondern ein offenbarer Aberglaube sey.

Das 41. Capitel.

Wenn im Mertzen Nebel fallen/ so kommt den hunderten Tag hernach eine grosse Wasserfluth.

Dieses ist eine von der Bauer-Physica ausgeheckte Geburt. Weil aber die Bauer-Physica und die Rocken-Philosophie zwey leibliche Schwestern sind, so mögen sich die Geschwister-Kinder gar wohl mit einander vertragen, und dahero habe ich dieses Gesippe auch immer zusammen oder unter einander gesetzt. Auf diesen ietzt vorhabenden Punct halten theils Leute hier zu Lande so viel, daß sie auch wohl solten Wetten an-

anstellen / daß gewiß den hunderten Tag nach eingefallenem Mertzen-Nebel eine grosse Wasserfluth kommen werde. Allein es verhält sich in Wahrheit nicht so / sintemahl ich etliche Jahre mit allem Fleiß darauf gemercket habe. Der gantze Irrthum aber mag wohl meines Erachtens daher kommen, wenn offtmahls am Ende des Junii und die erste Helffte des Julii Regen-Wetter, wie auch starcke Gewitter kommen, und Wasserfluthen machen, da sichs denn ein und ander-mahl mag befunden haben, daß es eben am hunderten Tage, nachdem ein Nebel im Mertzen gewesen / geschehen ist, wiewohl die meisten, welche dieser Bauer-Physica nachhängen es auf etliche wenige Tage nicht ankommen lassen. Wenn denn nun aber, derer leichtgläubigen Thoren ihrer Meynung nach, die Mertzen-Nebel gewiß gegen den hunderten Tag sollen grosse Wasser bedeuten, so müssen ohnfehlbar alle solche vorher bedeutete Fluthen im Junio oder Julio kommen / dieweil zu solcher Zeit die hundert Tage nach dem Mertz-Monat eintreten. So frage ich demnach / woher denn diejenigen grossen Wasserfluthen sind bedeutet worden, welche im April, Majo, Augusto, September &c. zuweilen entstehen, weil doch diese keinesweges (ratione des hunderten Tages) von Mertzen-Nebeln können bedeutet seyn? Derohalben mache ich mir die unbetrüglichen Gedancken / daß sowohl die eingefallenen Nebel, als auch die andere Witterung im gantzen Jahre, ein jedes seine eigene Ursach aus der Constellation derer Planeten und an-

dern Würckungen des Himmels habe. Wenn ein Ungewitter vorbey ist, so geschicht es offt, daß die Sonne gantz helle hernach scheinet; iedoch zweifele ich, ob iemand so alber seyn und glauben wird, daß alle mahl ein Gewitter werde Sonnenschein bedeuten, weil man ja auch ohnzehlige Exempel weiß, daß es nach einem entstandenen Ungewitter oder Donner-Wetter wohl etliche Tage nach einander geregnet hat. Also auch, ob man gleich etliche mahl in Acht genommen hätte, daß hundert Tage nach eingefallenen Mertzen-Nebel eine Wasserfluth entstanden sey; so ist eben deswegen nicht gewiß zu vermuthen, daß es sich alle mahl also zutragen müsse. Ich weiß es aus der Erfahrung, daß dieser Punct nicht zutrifft.

Das 42. Capitel.

Es ist nicht gut / wenn man über die Nägel gehet.

HIermit wollen die alten Weiber die Nägel, so von denen Händen oder Füssen abgeschnitten sind, verstanden haben; wiewohl sich die Sache viel eher glauben liesse / wenn eiserne Nägel damit gemeynet würden, weil man sich in diese viel eher verletzen könte, so man darüber gehet / als in jene. Aber nein! die alten Weiber wissen eine andere Bedeutung / und sagen: Wer über die von Händen oder Füssen geschnittene Nägel gienge, der würde dem gram, dem die Nägel gewesen wären. Und dieses soll auch eben die eigentliche Ursach seyn, warum es nicht gut sey,

so

so man über die Nägel gehet. Ich aber bin gantz contrairer Meynung, und sage, oder erweise vielmehr, es sey gut, wenn man über die Nägel gehet. Denn so man die grossen Nägel noch an Fingern stehen hat, so stehet es erstlich nicht fein, zumahl, wenn so viel Koth s. v. darunter verwahret liegt, daß man könte Spargel oder Salat-Saamen hinein säen; zum andern, so kan man entweder sich selbst, oder auch einen andern damit verletzen, sonderlich, wenn sie fein lang gewachsen sind, daß man sie an statt der Wurffschauffeln gebrauchen möchte, oder Peruqven-Kämme daraus machen könte; dergleichen Gattung der Nebucadnezar mag gehabt haben, als er mit denen wilden Thieren unter dem Thau des Himmels gelegen hat, und seiner menschlichen Vernunfft beraubet gewesen. Muß demnach nothwendig besser seyn, wenn solche Schinder-Klauen von Fingern abgeschnitten und auf die Erde geworffen sind, daß man kan darüber hin gehen. Ich meines Orts gestehe gern, daß ich einem bey weiten nicht so feind seyn würde, wenn ich über seine abgeschnittene Nägel gienge, als wenn ich solche grosse Habichts-Krallen an seinen Händen gewahr würde, und kan ich die Ursach keinesweges erforschen, woher die Feindschafft kommen solle, wenn man über abgeschnittene Nägel gehet, und wird ja auch besser seyn, man gehe drüber, als daß man sie auf dem Tisch, im Fenster, oder wohl gar in der Speise siehet liegen, dergleichen bey säuischen Leuten sich wohl ehe zutragen kan. Ich bleibe demnach darbey,

es sey gut, wenn man über die Nägel gehet. Jedoch nehme ich noch aus, daß es nicht irgend müsse verstanden werden, daß, wenn man über die Nägel gienge, welche noch an denen Händen oder Füssen stünden; denn das weiß ich wohl, daß es keinem würde gut seyn / wenn ihm ein anderer wolte auf die Hände oder Füsse treten. Und soferne dieser Punct auf diese Art verstanden wird, geb ich ihme Beyfall.

Das 43. Kapitel.

Wenn ein Kinder-stillend Weib ein Knäblein stillet / und legt einer andern ihr Kind / das ein Mägdlein ist / an ihre Brust / so krichen hernach diese Kinder in Unehren zusammen.

JCh habe gar offt erfahren, daß, wenn manche Wöchnerin im Anfange nicht bald geschickt gewesen ist / ihrem Kinde selbst aus ihren Brüsten zu schencken, sie eine andere stillende Frau ersuchen müssen / das nur gebohrne Kind immittelst an ihre Brüste zu legen, biß sich die Milch bey ihr selbst finden möchte. Aber, an statt guter Willfährigkeit, ist mehrmahls die Entschuldigung gefallen: Ja, dieses wäre ein Knäbgen / jenes aber ein Mägdlein, und schickte sich dannenhero nicht, daß man einen Sohn und eine Tochter an einer Brust trincken ließ. Warum? Weil zu besorgen, daß hernach diese zwey Kinder, wenn sie groß werden, in Unehren sich vermischen möchten. Ey, wie eine gute Sorgfalt ist

das

das! und gemahnet mich bald, als wie jenes Verwalters, welcher auf seines Herrn Befragen/ womit er (der Verwalter) denn seine Zeit bey gantz müßigen Stunden vertriebe? zur Antwort gab: Er nähme die beste Magd, und ritte auf selbiger überall im Guthe herum, und gäbe Achtung, daß nicht irgend Unzucht unter dem Gesinde vorgienge. Da kan man gedencken, wie sorgfältig der Verwalter der Unzucht halber mag gewesen seyn. Also sind hier bey diesem Puncte die Weiber auch, sie hofiren, so zu sagen, recht hinter die kleinen Töpffe, daß die grossen nicht umfallen sollen, und wollen an denen saugenden Kindern die besorgende Unzucht unterbrechen, da sie hingegen bey erwachsenen Personen wohl mehrmahls Gewissen-lose Kuppel-Huren agiren. Das mag wohl heissen: Mücken seygen, und Cameele verschlucken. In solchen Begebenheiten/ da eine Frau der andern in der Noth einen billigen und Christlichen Liebes-Dienst erweisen soll, machen sie grosses Bedencken darüber, wenn beyde Kinder nicht einerley Geschlechts sind. Wenn sichs aber begiebt, daß die Wöchnerin ihr Kind gar nicht selbst stillen, sondern eine Amme halten will, auf daß die Frau Wöchnerin fein bald sich wieder könne Zeug zu einem neuen Kinde anmessen lassen/ da machet man sich gar keinen Kummer, es mag die Amme ein Knäbgen oder Mägdlein gestillet haben, es mag auch die Amme eine Hure oder ehrlich Weib seyn? Nein, da hat man keine Sorge vonnöthen, es hat gantz nichts zu bedeuten. Aber, die

guten Weiber lassen sich durch solch unbedacht-sam Beginnen gar zu sehr in die Karte sehen, und erweisen damit gegen jedermann, wie sehr sie in abergläubischer Unbesonnenheit ersoffen sind. Sie möchten nur bedencken, daß sichs ja offt zutrage, daß eine Mutter, die Zwillinge gebieret, da eines ein Mägdgen, und das andere ein Knäbgen ist, solche zwey Kinder an ihrer Brust trincken lasse, ohne Besorgung einiger Blut-Schande; wie soll es denn bey andern Kindern, die von zwey Müttern gebohren sind, so eine gefährliche Würckung verursachen? ich meines Orts kan es nicht begreiffen, und riethe ich denen guten Weibern, daß sie, an statt solcher unnöthigen Sorge, fein auf ihre erwachsenen Söhne und Töchter Achtung gäben, daß sie nicht in Unehren oder heimlich zusammen kröchen, weil dergleichen Zusammenfindung ja so gemein ist, daß es fast vor keine Schande mehr will gehalten werden, und geschiehet solches ohne Verwahrlosung in ihrer Kindheit, ob sie gleich nimmermehr an einer Brust mit einander getruncken haben. Woraus ja Sonnen klar erscheinet, daß der vorhabende Punct in einer abergläubischen Narrethey bestehe.

Das 44. Capitel.

Wer nur in einem Schuch oder Strumpff gehet / der bekömmt den Schnupffen.

Ich will zwar denen das Wort nicht reden, die zuweilen ohne Noth (welches die muth-

willigen

willigen Kinder offters thun) in einem Schuch oder Strumpffe gehen, sintemahl es gar ein liederlicher Aufzug ist; ja ich muß bekennen, daß ich vor diesen selbst in der gäntzlichen Meynung gestanden bin, ob sey dieser vorhabende Punct die pure Wahrheit, und haben ich und mein Geschwister uns bestmöglichst vorgesehen, daß wir nicht in einem Schuch oder Strumpff über die Stuben-Thielen hin gegangen sind. Zu dem habe ich noch observiret, daß mehrmahls ich selbst, oder auch ein anders/ nachdem wir mit einem Fusse bloß gegangen, den Schnupffen bekommen haben. Alleine, da ich zu besserm Verstande gekommen bin, und der Sache mit mehrer Vernunfft nachgedacht, und genauere Observationes davon gemacht/ so habe befunden, daß der Schnupffen erregt worden, wenn man mit blossen Füssen auf die kalten Steine getreten, es mag nun geschehen seyn nur mit einem oder mit beyden Füssen, und daher ist der Wahn entstanden, daß man den Schnupffen bekommt, so man in einem Schuch oder Strumpffe gienge, da doch weder der Schuch noch der Strumpff etwas beyträgt, sondern die Erkältung der Füsse verursacht den Schnupffen. Jedoch sind hinwiederum diejenigen Leute auszunehmen, welche der Erkältung der Füsse/ und des Barfußgehen gewohnt sind/ wie denn auch solche Leute den gantzen Tag möchten in einem Schuch oder Strumpff gehen, ohne Besorgung, den Schnupffen zu kriegen. Ingleichen hat man sich zu warmer Sommer-Zeit auch nicht zu befürchten, daß man um

des

des Barfußgehens willen werde den Schnupffen bekommen, es fiele denn ungestüm Wetter ein. Also verhoffe ich/ in aller Kürtze gewiesen zu haben, aus was vor Ursach das Gehen in einem Schuh oder Strumpff den Schnupffen erregen könte. Drum

Halt Kopff und Füsse warm,
Gieß nicht zu kalt in Darm,
Iß fleißig warme Suppen,
So plagt dich nicht der Schnuppen.

Das 45. Capitel.

Wenn das Feuer in Ofen platzet/ so entstehet ein Zanck im Hause.

WEr hierauf etwas hält, oder dieses glaubet, der muß nicht wissen, daß ein Holtz mehr platzet/ als das andere. Denn wenn Tannen-Holtz brennet/ so gehet es ohnmöglich ohne Platzen ab; hingegen, so man Erlen oder Büchen-Holtz brennet, so höret man nichts. Da nun des Tannen- Fichten- und dergleichen Holtzes Art ist, daß es im Brennen sehr platzet/ so kan es ja kein Omen oder Anzeigung geben, daß ein Zanck im Hause werde entstehen, sonst würde folgen, daß in denen Häusern/ in welchen lauter solch platzicht Holtz gebrannt wird, ohne Unterlaß Zanck seyn müste. Aber, was mag doch das Holtz oder das Platzen des Feuers verursachen können? es ist ja im manchem Hause Zanck genug, da wohl lauter gut hart Holtz gebrannt wird, das man nicht platzen höret, was ist denn da vor Anzeigen vorher gegangen? Drum kan ein

ein Zanck entstehen/ und auch das Feuer platzen, ohne daß eines das andere bedeutet hat, sondern ein iedes hat seine eigene Ursach. Jedoch, auf daß ich gleichwohl denen Weibern auch einmahl recht lasse, so will ich meine Meynung eröffnen, auf was Weise es geschehen kan, daß Zanck im Hause entstehet, wenn das Feuer im Ofen platzet/ nehmlich folgender Gestalt: Wenn manchmahl ein sorgfältiger und genauer Haußwirth nicht haben will, daß die Stube gar zu warm eingeheitzet werde/ sondern will das Holtz gesparet wissen, die Magd oder Frau legt aber ohne des Haußwirths Wissen und Willen Holtz in Ofen, und vermeynet nicht, daß es der Wirth mercken werde, wenn denn das Feuer platzet, und mit solchem Paltzen die Frau oder Magd gleichsam verräth, so entstehet hernach freylich ein Zanck, und heist alsdenn: Wenn das Feuer nicht geplatzet hätte, so wäre dieser Zanck auch nicht entstanden; aber das Feuer ist nicht die Ursache des Zancks, sondern der Weiber und der Mägde ihr Ungehorsam und Verschwendung des Holtzes. Derohalben, ihr lieben frostigen Schwestern, gebe ich euch den Rath, daß ihr einandermahl, wenns wieder so kömmt, fein gut hart Holtz anleget, das nicht platzet, so werdet ihr des Abends, wenn der Herr zu Bette ist, noch in der warmen Röhren können Aepfel braten/ ohne daß iemand etwas platzen höret. So ihr aber woltet Castanien braten, so müsset ihr sie auf einer Seiten aufschneiden, sonst würdet ihr ein ärger Geplatze damit anrichten, als wenn ihr Tannen-Holtz

brennet,

brennet, iedoch nicht so gar arg, als wie der Schulmeister zu Wipffra, (ist ein Dorff in Thüringen gelegen, dem Graffen zu Arnstadt gehörig.) dieser Schulmeister kam zum öfftern über des dahmligen Schultzens, Nahmens Matthes Völckers, Holtz, weil dieser ein wohlbegütterter Mann war, der viel Holtzung hatte. Wie nun Matthes Völcker merckte, daß ihm ein Holtz-Dieb seine Holtz-Klafftern im Walde verkleinerte, und gern erfahren hätte, wer sein Holtz-Dieb sey, erdachte er folgende Mittel: Er bohrete in ein Scheit Bürcken-Holtz ein Loch, that darein einen guten Schuß Pulver, und machte einen Zapffen vor, und legte dieses Scheit wieder oben auf eine Klaffter Holtz, welches alsdenn in wenig Tagen durch Diebs-Hände war flüchtig gemacht worden. Wie nun der Herr Schulmeister daselbst einst den Bader bestellet hatte, und schröpffen wolte, ließ er eine feine warme Stube machen, und eben da der Bader dem Schulmeister die Köpffe auf den Rücken setzete, und der Schulmeister in aller Erbarkeit auf der Ofenbanck saß, thät es in dem Ofen einen Knall, als ob ein Doppelhacken loß geschossen würde, da zugleich der Ofen über den Herrn Schulmeister herfiel, daß ihm die Schröpff-Köpffe vom Rücken fielen, auch einige Scherben von denen Kacheln im Rücken stecken blieben. Diese Begebenheit, welche nun bey nahe vor 40. Jahren sich zugetragen, lieff zwar kurtzweilig aus, hätte aber gar leicht die Kirch und Schule können zu einem Aschen-Hauffen machen, wenn nicht, um des Schröpf-

fens willen, wäre stracks Wasser zugegen gewesen.

Das 46. Capitel.

So lange das Essen noch auf dem Tische prötzelt oder kochet/ so lange wird die Köchin von ihrem Manne geschlagen.

Sind die Weiber nicht rechte Marter-Hölzer und geplagte Creaturen! Sie mögen es fast machen und angreiffen, wie sie wollen, so haben sie doch entweder Zanck oder gar Schläge, und ist dahero zu verwundern/ daß noch eine in der Welt bleibet, und nicht alle davon lauffen. Im vorigen Capitel entstehet ein Zanck, wenn sie platzigt Holtz in Ofen legen, hier bekommen die armen Dinger gar Schläge, wenn irgend das Essen zu heiß auf den Tisch gesetzt wird, da doch die eigensinnigen Männer selbst Ursach daran sind. Denn sie wollen nicht gern das Essen kalt essen, sondern es soll seine rechte Wärme haben; und doch gleichwohl, wenn angerichtet wird, stehen die Männer manchmahl noch eine halbe Stunde vor der Thür und plaudern, dahero will die Köchin das rechte tempo treffen, und richtet siedend-heiß an, in der Meynung, es werde wohl die Hitze verlieren, ehe der Mann ausgeständert hat. Sie rufft ihn aber doch unterdessen mit einer finstern Mine, daß er doch möchte fortgehen, ehe das Essen wieder kalt werde. Wenn denn der Mann meynet, es werde gleich

Maul-recht seyn, und isset das heisse Essen ohngeblasen hinein, und verbrennet das Maul, so gehet es an ein Donnern und Hageln, und wenn die Frau oder Magd viel widerpelfert, so regnet es gar Schläge. Da trifft alsdenn der Punct ein: So lange das Essen auf dem Tische vor Hitze noch kochet, so lange wird die Köchin von ihrem Manne geschlagen. Wie aber der Köchin geschicht/ welche keinen Mann hat, das weiß ich nicht; auch kan ich mich darein nicht finden, wie es zugehen mag/ daß das Essen auf dem Tische kochen solle oder könne, wenn kein Kohl-Feuer darunter stehet? Denn ob gleich ein Essen noch so sehr kochte, so höret das Kochen doch auf, so bald die siedende Speise in ein ander Gefässe geschüttet wird, es wäre denn, daß das andere Geschirr auch gleichsam glühend-heiß sey. Wie nun denen geplagten Köchinnen nnd armen Weibern gerathen und geholffen werde, daß sie nicht so unschuldig geschlagen werden möchten, weiß ich keinen einfältigern Rath zu geben, als den:

Macht das Essen nicht zu heiß,
Auf daß euch der Mann nicht schmeiß.

Das 47. Capitel.

Wem die Weiber abgehen/ und die Pferde wohl stehen/ der wird reich.

Dieses ist ein Sprichwort, und auch ein Aberglaube. Dahero habe ich diesem Puncte ein Räumgen allhier gönnen wollen, wo seines gleichen in grosser Zahl zusammen kommen ist.

Er

Er sagt: Wem die Weiber abgiengen, der würde reich; ist wohl gezielt, aber übel getroffen. Wenn es so ein grosses Glück ist, so einem das Weib stirbt, warum ist man denn ein Narr, und nimt sich eine andere? Antwort: Daß sie auch bald wieder sterben soll. O Narr! wenn du sie um des Sterbens willen nimmst, so bist du nicht werth, daß du ein ehrlich Weib an deine Seite kriegest, und wirst dich gewiß auch eines schlechten Reichthums zu getrösten haben. Vor ohngefehr dreyen Jahren sagte ein dergleichen Stockfisch, GOtt Lob und Danck, er hätte nun die dritte Frau, und mit denen ersten beyden hätte er gar seine Mittelgen, mit dieser aber nichts bekommen, sie wäre zwar eine gute Wirthin, hielte auch seine Kinder gar fein, weil sie aber nichts zu ihm gebracht hätte, wolten seine Kinder sie nicht recht respectiren; drum, so diese auch wieder sterben solte, wolte er nicht wieder so ein Narr seyn, und eine so Arme nehmen: denn was man ererbte oder erheyrathete, das dürffte man nicht erst erwerben. Aber der gute Flegel hatte sein Lebtage keinen Thaler erworben, drum wuste er nicht/ wie viel geseegneter ein mit saurer Mühe erworbener Groschen sey, gegen einem/ der gefunden oder geerbet worden. Ich kenne reiche Männer, die ihre alten oder ersten Weiber viele Jahre her haben; hingegen kenne ich auch arme Tropffen/ die zum dritten mahl in betrübten Wittwer-Stand gerathen sind. Dahero kan ich nicht absehen, wie doch der vorhabende Punct allemahl behauptet werden könne? Ja

 wem

wem es so eintrifft, daß er eine alte Mutter mit etlichen tausend Thalern auf ein Viertel-Jahr erhaschen kan, und wird hernach ihr völliger Erbe, daß er sich alsdenn vor das ererbte Geld auch kan eine reiche Junge erhandeln, der möchte einiger Massen von etwas Glücke schwatzen können. Aber was ists? so man alle Umstände beobachten würde, so zweiffele ich nicht, ein solcher werde offt mehr zu klagen haben, als ein anderer, der mit seiner in Armuth erfreyeten Hauß-Mutter ein Stück Käse und Brod vergnügt verzehret. Ach es ist ein grosser Unterschied unter einer reichen und unter einer vergnügten Ehe. Es sey aber hiermit gnug von Weibern, und wende ich mich zu den Pferden. Wem die Pferde wohl stehen, der soll reich werden, und dieses möchte wohl noch eher geglaubet werden können, als das vorige; iedoch wolte ich eher sagen, daß einer reich würde, wem die Pferde wohl abgiengen, und hingegen die Weiber wohl stünden. Denn wem die Pferde stehen, dem fressen sie nur den Hafer und Futter, und verdienen ihm nichts, und weiß ich wohl Exempel, daß manchen die schönen faulen und müßigen Hengste haben arm gefressen; wem sie aber gehen, entweder im Pfluge, oder im Wagen, dem verdienen sie noch eher etwas. Es halte demnach ein ieder auf dieses Sprichwort, was er will, ich halte nichts davon.

Das 48. Capitel.

Wenn ein Licht von sich selbst verlöscht oder ausgehet / so stirbt gemeiniglich eins im Hause.

FReylich wohl stirbt eines im Hause, nehmlich das Licht selbst erstirbt, oder gehet aus. Wie denn gar offt das Sterben mit dem Verlöschen oder Ausgehen eines Lichts verglichen, und auf einerley Redens-Art ausgesprochen wird. Und ob ich gleich nicht in Abrede seyn will, daß manchmahl durch Verlöschung eines Lichts der Tod einer Person in dem Hause / darinnen sichs begiebt, angedeutet werde; so ist doch das zehende mahl nicht darauf zu achten / weil vielerley andere Ursachen sind, welche das Verlöschen des Lichts causiren können. Denn manchmahl ist der Tocht zu sehr gedrehet, daß sich das Fett nicht kan hindurch ziehen; offt ist der Tocht zu dünne, daß das allergeringste Lüfftlein es auswehet; manchmahl wird auch wohl ein Licht von etwas verlöschet, darauf niemand gedencken noch Acht haben wird, und alsdenn machet man ohne Ursach ein Omen draus. Zum Exempel / als ich mich vor diesen in einer berühmten Stadt aufhielt, kam das Weib, die mir haußhielt, ein paar mahl des Abends, als sie das Essen anrichtete, und zündete das Licht an dem meinigen an, vorgebend / ihres wäre zwey mahl von freyen Stücken verlöschet, da doch kein Lüfftgen sich regete, besorgete dannenhero etwas übels drauf. Alleine, es erwiese sich bald, was die Ursach war, indem

mein Licht auf dem Tische in einem Augenblick verlosche, ohne daß es iemand von uns berührete. Es geschah aber folgendermassen: Ich hatte eine Eule jung im Hause aufgezogen, welche gantz zahm, und ins Hauß dermassen eingewohnet war, daß sie zwar in andere Häuser flog, aber dennoch wieder kam, und den gantzen Tag auf dem Boden auf einem Balcken saß, des Abends aber, und sonderlich, wenn wir vom Tische giengen, da der Hund seine Mahlzeit bekam, fand sie sich zu des Hundes seinen Teller, als ein Gast, ein; zu der Zeit aber, davon ich ietzt rede, kam sie in die Stube, eben, als wir zu Tische sassen, geflogen, und satzte sich mit zu Tische, wehete aber mit ihrem Flug das auf dem Tische stehende Licht aus, und offenbarete damit / wie vorher das Licht in der Küchen sey verloschen, denn die Eulen haben einen so stillen Flug, daß man sie nicht höret / so man sie nicht siehet. Und hatte ich damahls keine grössere Familie im Hause, als ein altes Weib zur Magd, einen Dänischen Hund, und obgedachte Eule. Es trug sich aber einst zu, daß als gegen Abend ein lustiger guter Freund zu mir kam, und gewahr wurde, daß die Eule in dem einen offenstehenden Stuben-Fenster-Schößgen saß, der Hund zu dem andern darneben, und das alte Weib hinter diesen beyden heraus sahen, gedachter Freund mich mit folgenden Schertz-Worten anredete:

Dreyfache Hauses-Seule;
Ein Hund, und eine Eule,
Wie auch darzu ein altes Weib,
Die krumm mit halb-erstorbnen Leib,

Die

Die sehen an dem Fenster
Heraus, als wie Gespenster, 2c.

Die folgenden Worte setze ich mit Fleiß nicht mit her. Unterdessen hoffe genugsam zu bedencken gegeben zu haben, daß ein Verständiger wird daraus abnehmen können, wie das Auslöschen eines Lichts nicht stracks zu einer bösen Bedeutung müsse gemacht werden.

Das 49. Capitel.

Wenn man an Blumen oder Kräntze riecht / die zu einem Begräbniß gehören / so verlieret man den Geruch.

DIesen Glaubens-Punct erfahre ich nur itzo, da etliche Soldaten in meinem Hause stan- den, wovon einer die vorbey-gehende Kräntzbinderin rieff, welche in einem Schachtel-Deckel Kräntze und Blumen trug, und fragte sie, worzu die Sachen solten, nahme auch etwas davon in die Hand, und roche dran. Die Kräntz-Binderin aber risse es dem Soldaten von der Nasen hinweg, und sagte: Es käme zu einer Leiche, er würde nicht daran riechen. Der Soldat fragte, was es denn zu bedeuten hätte? worauf sie antwortete: Ach Hertzens-Kind! wer an solche Blumen oder Kräntze riecht, der verlieret seinen Geruch. Worauf der Soldate einen grossen Lach aufschlug, und die Kräntz-Binderin eine Närrin hieß, sagte hernach zu seinen andern Cameraden, welche Sachßen waren, er aber von Berlin: Ob denn die Leute hie toll wären, daß

sie sich solch alber Ding einbilden könten? er wolte auf diese Gefahr wohl an Kräntze riechen, die schon im Grabe gelegen hätten; und konte also dieses Vorgeben gar nicht glauben. Wahrhafftig, dieser Soldate war in diesem Fall viel klüger, als einige, der Einbildung nach, kluge Leute hiesiges Landes. Ich bitte einen jedweden Leser, der vielleicht auch noch in solcher einfältigen Furcht stehet, er wolle nur meine folgende Vorstellung erwegen, so bin ich versichert, soferne er nicht gantz in seinen Gedancken verkehrt ist, er wird die albere Meynung alsobald fahren lassen, und mir Beyfall geben: Ists nicht wahr, die Leiche selbst, oder den verstorbenen Menschen, riechet man offtmahls so starck, daß man auch wohl die Nase vor dem Gestanck zuhält; aber dennoch entstehet deswegen bey niemanden eine Furcht, als werde man darum den Geruch verlieren; nun aber weiß man ja, daß die Blumen und das übrige Zeug, so lange es in der Träntz-Binderin ihrer Gewalt ist, sowohl zu Hochzeit- als Begräbniß-Kräntzen und Sträussern kan und mag angewendet werden, stehet also in der Kräntz-Binderin ihrer Willkühr; solte denn nun der Wille der Kräntz-Binderin können denen Begräbniß-Kräntzen eine solche Eigenschafft geben, daß sie dem, der daran röche, einen der fünff Sinne, nehmlich des Geruchs, berauben könte? Das wird mich in Ewigkeit kein Mensch bereden. Will man aber vorgeben, solche Kräntze bekämen diese Eigenschafft von denen Leichen, weil bey diesen alle Sinne mit abgestorben wären; so antworte

ich, daß ja die Kräntze solchergestalt nicht ehe einige Krafft von der Leiche erlangen können, als biß sie zu der Leiche komen, warum aber soll man denn nicht daran riechen, da sie auch noch nicht in des Verstorbenen Hauß gekommen sind? und ob auch gleich solche Kräntze oder Blumen schon in dem Sarge gelegen hätten, so können sie doch nicht mehr Eigenschafft von der Leiche an sich gezogen haben, und wieder von sich geben, als die Leiche selbst hat, und von sich giebt. Wenn denn nun aber der Geruch und Gestanck der Leiche selbst niemanden des Geruchs beraubet, viel weniger kan es solch pappieren, wächsern oder dräthern Zeug, welches nur ein wenig / oder auch wohl gar nicht, darbey gelegen hat, thun? Und so ich mich hierbey nicht der Kürtze bedienen müste, so wolte ichs Sonnen-klar erweisen, daß dieser Punct schnurstracks wider die gesunde Vernunfft und alle Möglichkeit streitet. Wer aber ein klein wenig gesunde Vernunfft besitzet, der wird aus ietzt gemeldetem auch schon so viel Licht bekommen, daß er mit allen fünff Sinnen empfinden wird, daß dieser Punct ein offenbarer Aberglaube, und also erlogen sey.

Das 50. Capitel.

Wenn man von einem Roßmarin-Stocke etwas grüne Roßmarin einem Verstorbenen mit ins Grab giebt / so verdirbt der Stock / sobald die Roßmarin im Grabe faulet.

DIeses glauben manche Leute so gewiß, daß sie vor viel Geld von ihrer Roßmarin nichts an die Kräntzel-Weiber verkaufften, in Besorgung, daß sie diese mit in Begräbniß-Kräntze einbinden möchten. Aber, wenn man nur dem vorhergehenden Punct ein wenig mit Vernunfft nachdencken will, so wird man schon so viel daraus abnehmen können, daß dieser ebenfalls auf keinen bessern Grund gebauet sey. Zwar wird man mir ohne Zweifel fürhalten, wie daß ja die Sympathie und Antipathie, ingleichen Vis magnetica, in der Natur nicht könne geläugnet werden, wovon Marvellus und andere viel Wesens machen: Und in solcher Krafft werde gleichsam der Tod aus dem verstorbenen Menschen in die Roßmarin und dero Wurtzel durch den abgebrochenen Zweig verpflantzt. Alleine, die putrefaction der Roßmarin-Zweige / welche mit dem verstorbenen Cörper eines Menschen geschicht / kan nimmermehr mit einer transplantation verglichen werden, sintemahl von den abgebrochenen Zweigen keine Krafft zurück auf seinen Stock ziehen kan, weil natürlicher Weise kein Rückweg aus den Zweigen in den Stamm gehet, obgleich diese nahe an einander stehen, geschweige, wenn sie von einander gesondert sind. Das ist zwar natürlich, daß aus der Wurtzel und Stamme denen Zweigen etwas zugeschicket werden kan, aber rückwärts ist mir kein Weg bekannt. Ich habe / ohne Ruhm zu melden, aus curiosität mancherley Händel versucht, auf daß ich hinter den rechten Grund der Wahrheit kommen

men möchte; ich kan aber mit meinem guten Gewissen bezeugen, daß ich in allen denen Proben, so ich von denen Curen, welche per transplantationem, einiger Vorgeben nach, geschehen sollen können, nicht eine eintzige also befunden habe, als wie es, dem Vorgeben nach, hätte seyn sollen. Der also genannte Sympathetische Doctor R. welcher vor ein paar Jahren sich hin- und wieder in Sachßen aufhielte, und von dem so grosse Miracul gemacht wurden, war wahrhafftig in keiner seiner Thaten Lobens werth / und hat fast überall, wo er sich aufgehalten, keinen bessern Ruhm davon getragen, als alle betrügliche Qvacksalber. Was von Verbrennung des Koths eines Menschen insgemein vorgegeben wird, ob solte hierdurch demjenigen / von dem der Koth kommen, der Steiß verbrannt oder voller Blasen werden, erweiset sich ebenfalls nicht wahr, wie ich viel gantz neue Exempel zum Gegen-Beweiß aufführen könte, daß dergleichen Koth mit sonderlichen Ceremonien verbrannt worden, und doch nichts anders erfolget, als ein Gestanck durch etliche Gassen. Auf daß ich aber wieder auf unsere Roßmarin komme, so wolle mir doch einer sagen, was denn diese vor eine Sympathie oder Antipathie mit dem Menschen habe, daß wenn die Roßmarin-Zweige mit einem todten Menschen vergraben werden / durch diese der Tod des Menschen in den Roßmarin-Stock geschickt werden soll? Es hat ja den Menschen eine solche Kranckheit umgebracht, die nicht kan in die Roßmarin verpflantzet werden. Kein Fieber, keine

Rothe

Rothe Ruhr, keine Pest, keine Schwind- und Wasser-Sucht, keine Gicht, noch dergleichen menschliche Kranckheit kan der Roßmarin schaden; so ist der Tod eines Menschen mit dem Verderben eines Gewächses in diesem Fall auch keinesweges zu vergleichen; und wie gehet es denn zu, daß auf denen Dörffern theils Bauern die Roßmarin und andere Gewächse gar auf die Gräber der Verstorbenen pflantzen können? Woraus ja gnugsam abzunehmen ist, daß weder Sympathie noch Antipathie von einem Verstorbenen der Roßmarin könne das Verderben zuwege bringen. Das ist mir aber wohl wissend, daß der allerklügste Gärtner wohl öffters in einem Jahre um alle seine Roßmarin gekommen ist, und sonderlich, wenn es alte Stöcke gewesen. Daran ist aber insgemein der Ort, wo sie Winters-Zeit behalten worden / oder auch die Witterung, Schuld gewesen, niemahls aber die Vergrabung mit einem todten Menschen.

Das 51. Capitel.

Wenn man Eyer isset/ soll man die Schalen nicht gantz lassen/ sondern zerdrucken/ sonst kan einer das Fieber bekommen.

Dieses ist abermahl eine Materie, die der vorigen nicht gar ungleich ist. Es wird fürgegeben, wenn einer Eyer äße, und liesse die Schalen gantz, und käme hernach einer, der das kalte Fieber hätte/ und träncke aus einer solchen Eyer-Schaale,

Schale, so vergieng ihm das Fieber, und der, welcher das Ey gegessen hätte, bekomme es hingegen. Ob ich nun zwar nicht läugne, daß auf unterschiedliche Weise kan eine Kranckheit von einem Menschen auf den andern gebracht werden; so sage ich doch, daß es auf diese Art mit der Eyer-Schale wider die gesunde Vernunfft streite, und durchaus nicht wahr sey. Ich sage aber mit Fleiß, wider die gesunde Vernunfft; denn ich weiß wohl, daß sich die Vernunfft auch offtmahls muß liederlich genug lassen radebrechen und zwingen. Ferner bin ich auch nicht in Abrede, daß wohl durch Zauber-Kunst mit einer gantzen Eyer-Schale dem könne einiges Unheil zugefüget werden, der das Ey gegessen hat, ob gleich solche Zauberey natürlicher Weise geschicht, u. kan ich das selbst für nichts bessers als Zauberey achten, wenn einer aus einer Eyer-Schale um deßwillen träncke, daß er hierdurch wolte das Fieber loß werden, da er darneben glaubet, daß es hingegen ein anderer, der das Ey gegessen hätte, überkommen werde. Denn wer sich seiner Kranckheiten und Leibes-Beschwerungen auf solche Weise entledigen will, daß er sie einem andern anhänget, der begehet damit nichts anders, als eine Zauberey, welches eine zauberische Vergifftung möchte genennet werden. Und ist das wohl gewiß gnung, daß ein solcher Patiente, der durch dergleichen übergeführte Kranckheit überfallen wird, schwerlich anders, als eben wieder auf dergleichen Art kan curiret werden. Daß es aber wieder auf einen Menschen fort gebracht

werde,

werde, rathe ich keinem, bey Verlust seiner Seelen Seeligkeit, sondern es kan geschehen, daß es einem Hunde, oder andern Thiere zugetheilet, und hernach solch Thier umgebracht werde. Daß ich aber nicht zu weit von unsern vorhabenden Punct abkomme, so sag ich noch einmahl/ daß auf solche Art ohnmöglich dem könne das Fieber angehänget werden, der das Ey gegessen hat, woferne nichts anders mit der Eyer-Schaale gemacht wird, als daß nur der, der das Fieber hat, daraus trincket. Daß es aber mit andern Umständen geschehen könne, will ich nicht wiedersprechen, aber um Mißbrauchs willen auch die Umstände nicht melden. Unterdessen thut ein jeder, der Eyer isset, doch gar wohl, wenn er die Eyer-Schalen zerdrücket, auf daß feindseelige Personen ihm zu schaden nicht etwas hinein füllen. Und hiermit sey von dieser Materie auf dieses mahl genug gemeldet.

Das 52. Capitel.

Einen Beutel von Maulwurffs-Fell/ darein ein Wiedehopffs-Kopff sammt einem Pfennig gesteckt/ bey sich getragen/ lässet keinen ohne Geld seyn.

Ey denckt doch, was das vor eine schöne rare Kunst ist. Es muß der Beutel von Maulwurffs-Peltz seyn, auf daß nicht irgend das Gehirne in dem Wiedehopffs-Kopffe erfrieret. Woher aber des stinckenden Wiedehopffs-Kopff einige Krafft habe/ dem Geld-Mangel zu wehren,

das

das möchte ich wohl gerne wissen, sintemahl ich noch nicht erfahren habe, daß man in einem Wiedehopffen-Neste iemahls Geld gefunden hätte, als wie man dergleichen Exempel vom Adler, Raben und dergleichen Vögeln hat? Dannenhero ich mich wundern muß, daß die abergläubischen Affen nicht an statt des Wiedehopffs-Kopff einen Dohlen-Raben-oder dergleichen Diebs-Vogels-Kopff sich zu dieser Kunst erkieset haben, weil man gleichwohl weiß, daß dergleichen Galgen-Vögel das Geld lieben, welches man hingegen vom Wiedehopff nicht weiß. Bey solcher Bewandniß nun kan ich mir nicht anders einbilden, als daß der Urheber oder Erfinder dieser Kunst solche nicht in Ernst, sondern nur in Schertz auf die Bahne gebracht habe, und um deßwillen einen Maulwurffs-Peltz zum Beutel, und einen Wiedehopffs-Kopff darzu recommendiret, auf daß die Sache ein wenig ein gauckelhafftes Nachdencken mache, weil man diese 2. Stücke nicht stracks überall haben könne. Was aber den Pfennig, der darzu gesteckt werden soll, anlanget, so giebt solcher wohl der gantzen Sache völlige Erläuterung. Denn der Pfennig ist Geld; wer nun einen Pfennig bey sich in einem Beutel trägt, der trägt Geld bey sich, und solcher Gestalt fehlet freylich einem, der Geld bey sich trägt, kein Geld. Wer aber nicht mehr hat/ als einen Pfennig auf dergleichen Art in einem Beutel, und doch gleichwohl mehr bedarff, den versichere ich bey meiner Ehre, daß dieser Pfennig ihn nimmermehr zu keinem Groschen verhelffen

wird,

wird, dannenhero diese Kunst ohne Verlust unterbleiben mag.

Das 53. Capitel.

Wenn in der Neu-Jahrs Nacht der Wind wehet/ bedeutet es Pest.

GOtt wolle uns gnädiglich vor der Pestilentz behüten, und unsere Stadt und Land noch lange mit solcher gesunden Lufft versehen, als wie wir nun viel Jahre her von seiner Güte genossen haben! Zu der Zeit, da ich dieses schreibe / höret man von mancherley Ländern, und sonderlich aus Pohlen, daß daselbst die Pest und allerhand contagiöse Kranckheiten sehr überhand nehmen. So ich nun ein wenig nachdencke, wie uns GOtt in unserm Lande so lange Gesundheit, Fried und Ruhe, und andere unzehliche Wohlthaten hat geniessen lassen / da hingegen alle Länder und Reiche um und neben uns mit Pest/ Krieg, Hunger und Theuerung, Aufruhr, Erdbeben und dergleichen schrecklichen Plagen gleichsam überschwemmet gewesen und zum Theil noch sind, so kan ich mir keine andere Rechnung machen, als daß gewiß solche Plagen auch endlich über uns kommen werden / weil wir doch so viel, wo nicht noch mehr, als andere Völcker, gesündiget haben. Solte uns GOtt nun mit einer Plage heimsuchen, und seine Gerechtigkeit mit der Barmhertzigkeit noch ferner unterstützen, so wüste ich nicht, was anders über uns kommen könte, als die Pest, weil es doch besser ist, in die Hände unsers

sers gnädigen GOttes fallen, als in die Hände unserer Feinde? Wenn wir dieses Jahr mit der Pest heimgesuchet würden, (welche doch GOtt in Gnaden abwenden wolle!) so ist kein Zweifel, es würde die abergläubische Schaar alsdenn in ihrem Glauben, oder vielmehr Unglauben, gewaltig gestärckt werden, weil die heurige Neu-Jahrs-Nacht ein gewaltiger Sturmwind gewütet hat. Daß aber die Neu-Jahrs-Nacht hierzu keinesweges eine Prognosticantin abgeben kan, beweise ich auf die Art, als wie schon mehrmahls geschehen, nehmlich, weil wir ietzt einen andern Neu-Jahrs-Tag erwehlet haben, als wir von etlichen seculis her gehabt, und sich die Sturmwinde dannenhero nicht um unserer Calender-Veränderung willen eben auch um 11. Tage eher einstellen werden, als sie sonst gethan hätten, so wir uns noch nach dem Julianischen Calender gerichtet hätten. Und wenn wir uns gleich noch nach dem alten stylo richteten, und nach solcher alten Zeit der Wind gewehet hätte, wie es denn heuer, sowohl nach der alten als neuen Zeit, nicht daran ermangelt hat, so ist doch darauf gantz nicht zu reflectiren; denn wo stehet denn geschrieben, daß dieses die rechte Vorbedeutung der Pest sey? Wolte man aber sagen, daß man dieses aus langer und vieler observanz habe, so ist ja bekannt, daß nichts ungewissers sey, als solche alte Mährlein aus der Bauer-Physica. Dannenhero ist hierauf zwar nicht zu achten, iedoch auch nicht rathsam, allzusicher zu seyn, ob auch gleich die Neu-Jahrs-Nacht noch so stille von Winden ge-

wesen wäre. GOtt mache mich bereit, daß ich allezeit rechtschaffen erfunden werde, wenn er mich auf meinem Bette, auf fremder Gräntze, in Wassers-Noth, Hitze oder Kälte, oder auch gleich durch Pestilentze, nach seinem Rath, abfordert!

Das 54. Capitel.

Wenn man Suppe gegessen hat/ und legt den Löffel auf den Tisch/ so er mit dem innern Theile oben fället/ so hat man noch nicht satt/ dahero soll man mehr essen/ biß der Löffel mit dem äussern Theile sich aufwärts kehret.

DAs muß ein dummer Ochse seyn, der die Krippe will fragen, ob er satt sey? und der Mensch, welcher nicht an sich selbst mercken kan, wenn er gessen hat, ob er satt sey, oder nicht, und will seinen Löffel darum fragen, der ist noch zehen mahl ärger, als ein Ochse, oder das andere Thier, das zu Bethlehem des Ochsen sein getreuer Nachbar war. Wenn das Lager des Löffels anzeiget, ob einer satt sey, oder nicht, so müste zuweilen daraus folgen, daß die Leute satt wären, ehe sie zu essen anfiengen, weil insgemein bey reputirlichen Leuten die Löffel also pflegen auf den Tisch geleget zu werden, daß das äussere Theil derselben sich aufwärts kehret. Ingleichen, wenn honette Leute gegessen haben, so legen sie die Löffel fein bescheiden nieder, und gewöhnlicher massen das äusere Theil aufwärts kehrend.

Was aber grobe Bauer-Röckel sind, die werffen die Löffel auf den Tisch, daß sie möchten an die Decke springen, und solche Sau-Mägen werden nie recht satt, dahero haben sie diesen Fratzen ersonnen, und sagen: Wenn der Löffel verkehrt liegend bliebe, so sie ihn nach dem Suppen Essen auf den Tisch würffen, so hätten sie noch nicht satt, dahero fangen sie mit dieser Narren-Weise von neuen an zu essen, biß sie so satt sind, daß sie krächtzen, und die Löffel alsdenn mit Fleiß recht legen, wie sichs gebühret, und bestehet also diese Flegels-Kunst bey nahe in dem selbst-eigenen Willen und Vorsatz dessen, der sie practiciret. Auch wird man bey reputirlichen Leuten niemahls diesen Aberglauben im Gebrauch finden, wohl aber bey groben Bauern.

Das 55. Capitel.

Wenn man Brodt zu Tische schneidet/ und schneidet ohngefehr ein Stück mehr/ als Personen sind/ so ist ein hungriger Gast unter Wegens.

WIe wunderlich doch die Natur spielet, weil ein hungriger Gast unter Wegens ist, und sich bald einstellen wird/ so ist die Natur gleichsam des Gasts Fourier, u. würcket in dem Brodtschneiden so viel, daß der Aufschneider des Brodts, ohne seinem Vorsatz, den noch abwesenden hungrigen Gast auch mit einem Stück Brodt versehen muß. Das lasse mir einer eine vorsichtige Natur seyn, die dem Gaste eine gute

Mahlzeit bestellet! denn was noch mehr ist, es bleibet nicht alleine bey dem Brodte, sondern es muß auch Zukost dabey seyn. Die super-klugen Pfylosophinnen geben auch für, wenn einer in Gedancken ein Stück Fleisch oder andere Speise aus der Schüssel langete, da er doch noch von solchem Vorrath auf dem Teller liegend hätte, so sey es ebenfalls eine Anzeigung, daß ein hungriger Gast unter Wegens sey. Dieses Wunder-Werck gehet aber wohl niemahls in einem Convictorio oder Communität auf Universitäten für, denn da bleibet nichts in denen Schüsseln übrig, daß einer vor einen unter Wegens seyenden hungrigen Gast könte in Gedancken ein Stück Fleisch auf seinen Teller schleppen, sondern es ist ein jeder Convictor mit seiner Portion hurtig hinweg, daß in einer Minute die Schüssel leer zu sehen ist, die nur voll war. Also scheinet es, daß sich dieses Natur-Wunder nur an solchen Oertern begiebt, wo Uberfluß genug ist. Und allda kan sichs auch gar leichte zutragen, weil gemeiniglich um Essens-Zeit die hungrigen Schmarutzer sich auf den Weg zu denen wohl versehenen Tischen machen, und wenn sie denn angestochen kommen, und haben die neue Zeitung oder ihren gewöhnlichen Bickelherings-Schwanck hören lassen, so heist es: Monsieur Stock stultus beliebe sich doch zu uns zu setzen, sein Theil ist gleich übrig geblieben, und hier ist ihm auch schon das Brodt im Vorrath abgeschnitten worden. Ey da gehet es auf Seiten des Herrn Stock-Stulti an ein complimentiren und Wegern, als

ob er keinen Hunger noch Durst hätte, und dennoch wird man bald gewahr / daß er nichts übrig lässet / und hat sich nur gewehret, als wie jene Magd, welche eine Sau zu Marckte trieb, und da sie damit durch einen Busch gieng, kam ein Reiter zu ihr, und sprach sie um verbotene Dienste an, worüber sie sich so hefftig entrüstete, und dem Reiter die lösesten Reden gab, also, daß er vermeynte, hier sey er gantz unrecht angekommen, ritte dannenhero stillschweigend und beschämt sachte fort. Wie aber die Magd merckte, daß sie der Reiter nicht weiter bitten würde, fieng sie an zu ruffen: Der Herr siehet ja, daß ich die Sau habe, wo thäte ich denn die Sau hin? Der Reiter fand hierzu bald Rath, und band solche an einen Busch. Ey, sagte die Magd, ich hätte nicht vermeynet / daß der Herr sobald Rath wüste, er verzeihe mir, daß ich erst so unhöflich gewesen bin, ꝛc. Diese Magd war dem Soldaten auch wohl unwissend ein hungriger Gast, ob sie sich gleich Anfangs noch so sehr vor seiner Speise wegerte, auch endlich einwand, daß sie ja eine gantze Sau hätte / weswegen sie von ihme nichts geniessen könte. Und dennoch machte sie es, wie die Schmarutzer, und nahm an, was ihr vorgelegt wurde, ward auch satt und dicke davon. Ob aber bey dem Reiter sich eine gewisse Anzeigung hat vorher spüren lassen, als wie bey einem, der ein Stück Brodt über die Zahl schneidet, darnach habe ich nicht gefragt.

Das 56. Capitel.

Wenn einem sehr dürstet/ daß man offt muß trincken/ so hat man einen Pfaffen gesäuget.

IN dieser Meynung war ohnlängst eine Jungfer, als sie bald zweymahl nacheinander mit grossem Appetit tranck, und darbey sagte, sie hätte doch einen Pfaffen gesäuget, daß sie so durstig wäre. Worauf ich sie fragte, ob sie denn mehr als ein Kind hätte, sie gab mir aber eine verdrüßliche Antwort, und sagte, ob denn sie, als eine Jungfer, könnte ein Kind gehabt haben? Ich fragte sie aber ferner, wenn sie kein Kind gehabt hätte, wie sie denn einen Pfaffen aus leeren Brüsten hätte säugen können, sintemahl ich noch keine Saugamme gesehen, die nicht vorher ein Kind gehabt hätte? Hierauf wurde sie schamroth, und sagte, dieses sey nur ein Sprichwort, iedoch wolte sie sichs lassen zur Warnung dienen, und es ihr Lebtage nicht mehr sagen, ob sie es sich gleich hätte sehr angewöhnet. So es denn nun aber ein Srüchwort seyn soll (welches es doch auch nicht wohl seyn kan, weil billich ein Sprichwort auch soll ein wahr Wort seyn) so halte ich mich auch darbey weiter nicht auf.

Das 57. Capitel.

Wer etwas an sich trägt/ das mit Zwirn genehet ist/ welcher in der Christnacht gesponnen worden/ an dem hafftet keine Lauß/ und bleibet auch keine bey ihm/ so er welche hat.

Es ist ein Faden Innernachts-Zwirn/ (das ist solcher Zwirn, der in der Zeit von Weyhnachten biß Heil. Drey-König-Tag gemacht worden) einen Ducaten werth! Also sagte ohnlängst ein Tagelöhner, als er mir eine Klaffter Holtz machte, schwur auch hoch und theuer, daß es nicht anders sey, als daß alle Läuse aus denen Kleidern weichen müsten, wenn etwas von solchen nur erwehnten Zwirn daran genehet wäre. Dieses Mannes seines Schwerens aber ungeachtet kan ich doch das Gegentheil versichern. Denn weil ich schon vor einem Jahre diesen Aberglauben gehöret, so habe mit Fleiß angestanden, diesen stracks mit unter andere zu setzen, biß ich selbst eine gewisse Probe davon gemacht hätte, weil mir die Sache so gewiß gemacht wurde, daß ohnerachtet ichs mit der gesunden Vernunfft nicht vergleichen konnte, ich dennoch um derer Personen, die michs beredeten, ihres guten Credits willen, das Werck weiter zu untersuchen aussetzte. Ich ließ dannenhero zu der vorgeschriebenen Zeit den Zwirn verfertigen, ließ auch mir die Leute, welche fürgaben, daß sie allezeit dergleichen Zwirn in Vorrath hätten, etwas von dem ihrigen geben, und nahm so wohl diesen, als auch den meinigen, gab davon einer guten Freundin, welche ihre Kinder in die Schule geben ließ/ und öffters sich beschwerete, daß sie so viel Läuse in denen Kleidern mit heimbrächten, die muste mit solchen Zwirn ihrer Kinder Hosen flicken: Dem aber ungeachtet, fanden

sich nach diesen dennoch immer fremde Handwercks-Pursche mit sechs Beinen in der Kinder Hosen, und zwar, wie das Weib mir erzehlete, offtmahls oben auf den mit solchen Zwirn genäheten Oertern, daß ich also Zeugniß und Beweiß genug habe, daß der Zwirn, so in denen zwölff Christ-Nächten gesponnen worden, keinesweges die Läuse vertreiben kan. Wie es denn auch ein gantz wider die Vernunfft streitendes Vorgeben ist/ daß die um der Menschen Seelen-Wohlfahrt willen geheiligte Zeit auch eine so seltsame Würckung durch den in dieser Zeit gemachten Zwirn auf die Läuse haben solle. Und muß man sich nur verwundern, daß doch gleichwohl theils Personen so beständig und steiff über solche ungereimte Künste halten, daß sie sich auch nicht scheuen, ihre Meynung mit entsetzlichen Schwüren zu bekräfftigen? wie denn eben auch vor dem Jahre am Weyhnachts-Heilig-Abend geschahe, als in meiner Küchen ein Reiff vom Scheuer-Fasse absprang, worauf eine gewisse Person betheuerte, dieses sey ein gewisses Anzeigen, daß das folgende Jahr eine Person aus meinem Hause sterben würde; hierauf nahm ich alsbald Anlaß, solchen Aberglauben unter meine Striegel zu stellen, und hieraus das 57. Capitel im andern Hundert zu formiren. Weil mir aber wohl wissend, daß nichts leichter über einen Menschen kommen kan/ als der Tod, als enthielte ich mich damahls mit Fleiß, des um des abgesprungenen Reiffs willen besorgenden Todes einiger Massen zu schertzen. Weil denn

nun

nun aber das Jahr vorbey ist, und GOtt mich und die Meinigen noch alle biß ietzo gnädiglich am Leben erhalten hat, so bin ich daher desto mehr vergewissert, daß die Abspringung eines Reiffes am H. Christ-Abend ein gantz unrichtiges Prognosticon abgiebet. Wenn nun aber ein ieglicher die Aberglauben fein mit guter Vernunfft also untersuchen wolte/ so ist kein Zweifel, sie würden alle ihre Endschafft bald erreichen, und keinen Credit mehr finden.

Das 58. Capitel.

Es ist nicht gut/ wenn man mit dem Finger nach dem Mond oder Sternen am Himmel weiset.

DIese Albertät wird von niemanden als nur denen aller-albersten und einfältigsten Leuten geglaubet, welche aus grosser ignoranz vorgegeben, daß mit solchen Finger-weisen denen Engeln die Augen verletzt würden. Ist ein Affen-Traum, als wie von denen auf dem Rücken liegenden Messern einige Narren glauben wollen, ob verletzten sich die Engel in solchen Messern. Und geben solche tumme Leute hiermit zu verstehen, daß sie gantz und gar nicht wissen müssen, daß die Engel nur Geister sind, die weder Fleisch noch Blut haben, und sich auf keinerley Weise verletzen können. Die albern Leute geben für, denen Engeln im Himmel würde mit oben-bemeldeten Finger-weisen die Augen verletzt; hätten sie aber aus GOttes Wort so viel gelernet, daß die bösen Engel oder Geister unter dem Him-

mel, in der Lufft, sich befånden, so ist kein Zweiffel, sie wůrden auf die Meynung gerathen, ob ståche man mit solchen Finger-weisen erst ein paar Teufeln in der Lufft die Augen aus, ehe man damit an einen guten Engel im Himmel gelangete. Und so schrecklich alber ist theils Volck, in Betrachtung der geistlichen Sachen. Ich will aber meine Meynung melden, was ich vermuthe, woher dieser ietzt-vorhabende Punct seinen Ursprung haben mag. Es wird mir ein iedweder hoffentlich gern gestehen, daß wenn der Mond seinen gewöhnlichen Schein und Lauff hålt, so wird niemand Ursach nehmen, mit Fingern nach selbigem zu weisen, weil man ihn ohne gewiesen wohl sehen wird, und also ist es mit denen Sternen auch. Wenn aber an dem Mond, oder an ein- und andern Stern ein ungewöhnlich Zeichen sich hervor thut, so weiset man gemeiniglich mit den Fingern darnach, und weisets eines dem andern, wie nun aber alle solche himmlische Zeichen, welche an der Sonnen, Mond oder Sternen erscheinen, niemahls vor eine gute Bedeutung angenommen werden; also kan es nicht viel fehlen, daß es nicht gut sey, wenn man solcher gestalt mit Fingern nach dem Mond oder Sternen weiset. Ausser dem aber hat es im geringsten nichts zu bedeuten.

Das 59. Capitel.

Die ersten Baum-Frůchte můssen von Knaben, und nicht von Mågdlein, abgebrochen werden, weil sie sonst Ritzen kriegen.

Wenn

WEnn ich eine Weibs-Person wäre, so ließ ich diese Beschimpffung nicht so schlechterdings auf mir und meinem Geschlechte sitzen, sondern es müste mir erst erwiesen werden, was für ein Baum um der von einem Mägdlein zu erst abgebrochenen Frucht willen anietzo aufgeritzte Früchte trage? oder ich wolte auch fürgeben, daß ein solcher Baum, von welchem ein Knabe die erste Frucht gebrochen hätte, hernach lauter knörtzeliche Früchte brächte, und wolte es eben mit dergleichen Gründen erweisen, mit welchen jene ihre Meynung behaupten wolten. Aber, was will ich doch hier das Frauenzimmer defendiren, da ich schwerlich viel Danck von ihnen verdienen werde, weil dieser Aberglaube doch Zweifels-frey von ihnen selbst ersonnen seyn mag, wie andere dergleichen Exempel mehr beweisen, daß sie zu ihres Geschlechts eigenen Beschimpffung etwas närrisches ersonnen haben? Es ist bekannt/ daß einige Arten von Baum-Früchten die Eigenschafft haben, daß sie bey Erlangung ihrer Reiffung auffspringen oder Ritzen kriegen, ob gleich niemahls von solchen Bäumen eine Weibs-Person etwas abgebrochen hat/ dahero man leichte auf die Gedancken gerathen könnte, als ob solche Bäume von der Gattung des Baumes im Paradiese, von welchem Eva die ersten Früchte gebrochen hat/ wären, weil es ja solcher gestalt nicht anders seyn könnte, daß, so ferne dieser vorhabende Punct wahr wäre/ so müste allerdings der Baum des Erkänntnisses hernach auch aufgeritzte Früchte getragen haben, weil Jungfer

Evgen die allerersten davon abgebrochen hatte. Daß zu weilen Pflaumen, Birnen u. dergleichen Baum-Früchte auffspringen, das rühret gemeiniglich von anhaltenden Regen und nassen Wetter, als auch von grosser Hitze her/ keines weges aber von der durch ein Mägdlein geschehenen Abnehmung der ersten Früchte. Denn wenn dieses letzte die Ursach wäre, so müste folgen, daß solche Bäume alle Jahre dergleichen aufgeritzte Früchte brächten, welches aber nicht wird erfahren worden seyn. Dahero ist diese albere Meynung abermahl ohne Grund/ und keines weges zu glauben: Und gleichwie noch nicht erfahren worden, daß der Baum des Erkänntnisses hätte eine andere Eigenschafft um der Even ihrer Abbrechung willen erlanget, als er vorher gehabt; hingegen aber ist leider! bekannt, daß die Eva um der abgebrochenen Frucht willen, ihre vorige gute Eigenschafft verändert habe; also ist nicht wohl zu vermuthen, daß durch Abbrechung einer Baum-Frucht, so durch ein Mägdlein geschehen, die Natur so eine rückgängige Gewalt leiden müste, daß eine Krafft von der abgebrochenen Frucht zurück in seinen Ast, und von dar in den gantzen Stamm und Wurtzel gehen solte, die hernach biß zu des Baumes Untergang dauerte.

Das 60. Capitel.

Wenn bey einem Begräbniß die Glocken helle klingen/ so ists ein Zeichen/ daß der Verstorbene gern ist in die Kirche gangen.

Der

DEr helle oder dunckele Klang derer Glocken rühret insgemein her vom Wetter, nachdem solches klar oder trübe ist, nach dem klingen auch die Glocken/ ingleichen kan hierbey der Wind etwas thun, und endlich kan auch der Glocken-Klang gehemmet werden, wenn die Thurm-Löcher zu der Zeit, da gelautet wird, zugemacht werden. So man nun bey Läutung derer Glocken diese Umstände recht erwegen thäte, so würde man bald gewahr werden, ob der helle Klang bey einem Begräbniß von des Verstorbenen fleisigem Kirch-Gehen, oder von einer andern Ursache herkommen/ und bin ich versichert, daß das fleißige Kirch-Gehen nimmermehr etwas darzu wird contribuiren können. Im fünfften Capitel dieses vierdten Hundert Aberglauben giebt die abergläubische Rotte für, daß wenn die Kirchen-Glocken helle klingen/ so würde bald eine Braut-Messe seyn, klängen sie aber dumpffig, so würde bald iemand sterben. Damit geben sie so viel zu verstehen, daß die Glocken auf gewisse Masse vor der Zeit eine Empfindlichkeit von solchen Dingen hätten, die ins künfftige geschehen solten, und wären gleichsam frölich mit den Frölichen, und traurig mit den Traurigen (wie ich im fünfften Capitel auch schon erwehnet habe) Wenn nun aber dem so wäre, so würde der ietzt vorhabende Punct sich keinesweges mit jenem vergleichen können. Denn ists nicht wahr, wenn die Glocken aus einigen Mitleiden dunckel, und aus einem freudigem Trieb helle klingen, so würden sie nicht heller klingen, wenn iemand, der

gern

gern zur Kirchen begangen ist, begraben würde? weil sie allerdings aus Traurigkeit, daß ein so guter Kirchen-Gänger, der auf ihr (derer Glocken) Geläute, allezeit fleißig erschienen ist, ihnen durch den Tod entnommen, und hinfort ihnen nicht mehr gehorsamen könne, und müsten demnach die Glocken bey eines fleißigen Kirchen-Gängers Begräbniß nicht helle, sondern dumpffig oder dunckel klingen. Alleine, daß es mit dem Glocken-Klange ein unnützes Werck sey, und solcher aus gantz andern Ursachen sich dunckel oder helle hören lasse, ist schon im Anfange zur Gnüge gemeldet.

Das 61. Capitel.

Wem die Nase jucket / der wird in eine Pfitze fallen / oder einen Rausch trincken.

MAnchen mag vielleicht die Nase ohne Unterlaß jucken, weil man Leute kennet, welche stets einen Rausch haben, und gar selten nüchternen Speichel in Mund bekomen. Wer sich voll gesoffen hat, von dem sagt man / er habe die Nase begossen; dahero komme ich bey Betrachtung dieses Puncts fast auf die Gedancken, daß diejenigen, denen die Nase jucket, solch Jucken zu vertreiben gedencken, wenn sie sich die Nase begiessen mit einem wackern Rausche. Zwar, es lautet unser vorhabender Punct: Wem die Nase jucket, der werde in eine Pfitze fallen, oder einen Rausch trincken; Und scheinet also, als ob

er

er die juckende Nase in einer Pfitze abkäplen konne, welches aber gar eine unangenehme Cur abgiebt, dannenhero er die Nase, an statt einer Wasser- oder Mist-Pfitze, lieber in die Bier-Schwemme reitet, und wenn ihm die Spiritus Cerevisiæ oder auch Vini in das Gehirne fliegen, alsdenn trägt sichs auch wohl zu, daß er dennoch auch in die Pfitze fället, und also eine doppelte Cur an seiner Nasen fürnimmt. Das mag alsdenn wohl recht die Nase begossen heissen. Wem nun die Nase offt jucket, der kan sich nur einen Rausch trincken, in die Pfize kan er hernach ohne Complimenten auch gar leichte fallen. Und wenn er darinnen liegt, so kan er den ersten, der vorbey gehet, anschreyen:

Weil ich versoffner Hase
Das Jucken meiner Nase
Curiren will im Glase,
Und bey dem Biere sitze,
So sauff ich auf die Hitze,
Und falle in die Pfitze;
Drum, weil ich armer Gecke
In diesem Loche stecke,
So zieht mich aus dem - -

Ist ihm alsdenn das Jucken noch nicht recht vergangen, so mag er diese Kunst noch einmahl probiren, endlich hilffts.

Das 62. Capitel.

Wer einen Creutz-Vogel oder Grünitz im Hause hat / da schlägt das Wetter nicht hinein.

Der

DEr fürwitzige und in allerhand Aberglauben ersoffene Mensch hat sehr viel und mancherley ohnmächtige Dinge ersonnen, welche wider das Einschlagen des Wetters dienen sollen, davon ich auch schon unterschiedliche durchgestriegelt habe. Jetzt in diesem Puncte wird die Krafft wider den Donnerschlag einem elenden Vogel zugeschrieben. Woher aber diesem Vogel so viel zugetrauet werde, kan ich zwar so gar gewiß nicht sagen; vermuthe aber dennoch, daß es geschehe, weil dieser Vogel seinen Schnabel Creutz-weise über einander schlägt, da nehmlich das untere Theil hinaufwärts, und das obere Theil sich hinunterwärts krümmet, und also ein Creutz formiret. Dahero vermuthlich die Meynung entstanden ist / daß um dieses durch die Natur gewachsenen Creutzes willen der Donner-Strahl keine Gewalt an solchem Orte haben könne, wie man denn gemeiniglich denen Creutzen mehr Krafft zueignet, als in der Wahrheit darinnen stecket. Es nimmt mich auch Wunder, daß man nicht auch vermeynet, ob könte keine Zauberin in ein solch Hauß kommen, in welchem ein Creutz-Vogel gehalten werde. Ich zweifele zwar nicht, daß dieses wohl anfänglich mag geglaubet worden seyn, biß man wahrgenommen hat, daß diejenigen Personen, welche der Zauberey halber am stärckſten im Verdacht gewesen, selbst solche Vögel in ihren Stuben gehalten haben. Ich habe anderwärts schon zur Gnüge erläutert, welchergestalt ein Creutz eine und auch keine Krafft habe; dahero ich allhier nichts weiter davon er-

weh-

wehne. Wenn aber der Grünitz um seines von Natur Creutz-weiß formirten Schnabels willen eine sonderbare Krafft wider den Donner-Schlag und anderes Ubel haben soll, (wie denn das Wasser aus dessen Trinck-Geschirr denen Kindern als ein specificum für das Fresel oder die fallende Sucht gegeben wird,) so wundert mich, warum denen Gänsen nicht auch dergleichen Krafft zugeschrieben wird, weil diese ja mit denen Spitzen ihrer Flügel ein formales Creutz machen? Wenn unser unter Händen habender Aberglaube anwiese, daß man zu dieser Kunst wider den Donner einen gantz jungen und nur aus denen Eyern gekrochenen Creutz-Vogel gebrauchen solte, so wolte ich fast selbst diesem Punct Beyfall geben, weil dieser Vogel mitten im Winter, da die Kälte am grössesten, seine Jungen in den wildesten schwartzen Wäldern auszubrüten pfleget/ wie solches der Hoch- und Wohlgebohrne Freyherr, Herr von P. in, seinem Unterricht, was man sich mit denen Vögeln vor Lust und Zeit-Vertreib machen könne, p. 61. Anno 1702. in 4to gedruckt, bezeuget. Denn zu dieser Jahres-Zeit sind die Gewitter seltsam/ und wird man gar wenig Exempel haben, daß im Christ-Monat das Wetter in ein Hauß geschlagen hätte. Dem aber ungeachtet wolte ich doch auf einen solchen Krumm-Schnabel oder Creutz-Vogel auch mitten im Winter kein Vertrauen setzen, sintemahl ein ieglicher, der diesen Punct glaubet, ein abgöttischer Sünder wider das erste Gebot ist.

Das 63. Capitel.

Wenn man Bier brauet / soll man einen guten Strauß grosser Brennesseln auf den Rand des Bottigs legen / so schadet der Donner dem Biere nicht.

HIervon wird man finden in des Herrn Paulini nur kürtzlich heraus gegebenen kleinen Bauren-Physica, p. 48. ingleichen gedencket dessen Herr D. Pacovius in seinem Herbario, p. 419. daß diese Nessel deswegen Donner-Nessel genennet würde, weil die Leute sie zur Zeit, wenn es donnert, zum Biere legten. Nun ist zwar nicht ohne, daß die schweflichten sauren Dünste bey entstehenden Gewittern, wenn sie in das junge Bier schlagen, dasselbe gar leichte verderben können, und dahero niemand zu verdencken ist, wenn er hinwieder natürliche Præservativ-Mittel gebrauchet: Ob aber die grossen Nesseln sufficient sind, daß sie durch das blosse Beyliegen die sulphurischen Dünste des Gewitters zurücke zu halten vermögen? will mir so schlechterdings nicht glaublich fürkommen, iedoch will ich es auch nicht verneinen, sondern will hiermit denen, die dieses Mittel gebrauchen / und doch die Ursach nicht wissen, wie dieses Kraut seine Hülffe vollbringe, nur melden, daß sie es nicht mit abergläubischen Augen ansehen / und vermeynen sollen, das Wetter müste sich, aus sonderbaren Ursachen, vor diesen Nesseln gleichsam fürchten, als wie man närrischer Weise glaubt / daß sich der Teufel vor dem

Weyrauch

Weyrauch fürchte; nein! sondern wo ja diese Nessel etwas effectuiret / (welches ich doch noch in Zweifel zu ziehen Ursach finde,) so muß es geschehen, daß sie die sauren schweflichen Dünste / welche durch Entzündung des Blitzes in der Lufft erreget werden, nicht in das Bier lassen, sondern / wegen ihrer alkalischen oder laugenhafften Art, gedachte Schwefel-Dünste an sich ziehen, und mit sich vereinigen, daß sie solchergestalt sich nicht in das Bier begeben, und dasselbe versäuren können. Alleine, die Ursach, die mich noch an dieser Sache zweifeln machet / ist folgende: Die Nesseln sollen auf den Rand des Bottigs gelegt werden. Wenn nun die Lufft durch ein Donner-Wetter, oder vielmehr durch das Blitzen, mit einer salpetrischen und schwefelischen Säure auf die Art angesteckt ist, als wie etwan ein Logiament, in welchem man Schwefel angezündet hat, (iedoch ist zu mercken, daß, weil der Schwefel und Salpeter in der Lufft viel subtiler und reiner ist, als der gemeine, so sind auch die davon durch den Blitz erregten Dünste viel subtiler und durchdringlicher, als die von gemeinem Schwefel und Salpeter,) so wird ja diese saure Lufft nicht nur auf der Seite / allwo die Nesseln liegen, her gezogen kommen, und sich in die Nesseln begeben, sondern es ist die gantze Revier der Lufft, allwo das Gewitter gewesen, damit erfüllet, und möchte also um und um der Rand des Bottigs mit solchen Nesseln belegt seyn, so würde doch die Lufft von oben in den Bottig fallen können. Dannenhero ich einem Brauenden lieber rathen

wolte, daß er bey entstehenden Gewitter sein Bier bestmöglichst für der Lufft verwahre; iedoch hat es manchmahl die Bewandniß mit dem Brauen, daß man das Bier nicht zudecken darff, und ist demnach ein Glück, wenn ein auf dem Bottig stehendes Bier, bey entstehenden Donner-Wetter, nicht Anstoß leiden soll, und werden die Nesseln solch besorgendes Unheil schwerlich verhindern können.

Das 64. Capitel.

Wenn ein schwanger Weib besorget/ sie gienge über die Zeit schwanger/ soll sie lassen ein Pferd aus ihrer Schürtze fressen/ so wird sie gebähren.

Weil ein Pferd ein sehr gefräßiges Thier ist/ so frisset es vielleicht (nach den Gedancken und Meynung derer abergläubischen Weiber) die übrige Zeit mit hinein. Meines Erachtens kan kein Weib über die von GOtt bestimmte Geburts-Zeit ihres Kindes schwanger gehen; denn gleichwie GOtt einem ieglichen Menschen seine Todes-Stunde und sein Lebens-Ziel bestimmet und gesetzt hat, welches niemand überschreiten kan; also hat er auch einem ieden Menschen seine gewisse Geburts-Zeit gesetzt, welche von der Mutter nicht kan aufgeschoben werden; dannenhero der Prediger Salomon, wenn er im dritten Cap. von der Providenz GOttes zeuget, unter andern zu allererst setzet: Gebohren werden hat seine Zeit; und denn stracks nach diesem folget: Sterben

Sterben hat seine Zeit; damit nicht allein die Kürtze des menschlichen Lebens, sondern auch so wohl die gewisse Stunde der Geburt, als auch des Todes, anzudeuten. Lässet GOTT manch schwanger Weib ja zuweilen über die gewöhnliche Zeit und ihre gemachte Rechnung gehen, so hat er seine heilige Ursachen darzu. Daß aber ein Pferd solte den Rathschluß GOttes ändern können, kan von keinem rechtschaffenen Christen geglaubet werden, weil GOtt in seinem Worte nirgends dergleichen Mittels sich zu bedienen rathet noch erlaubt. Eine iede schwangere Frau befehle vielmehr dem HErrn ihre Wege, und hoffe auf ihn, er wirds wohl machen. So sie aber aus Fürwitz ihm Zeit und Stunde will fürschreiben, muß sie auch gewärtig seyn der göttlichen unangenehmen Antwort, Joh. 2, 4: Weib! was hab ich mit dir zu schaffen? meine Stunde ist noch nicht kommen; und kan sich hernach in übeln Zustande nicht so wohl trösten/ als wenn sie lediglich GOtt alles anheim gestellet hätte.

Das 65. Capitel.

Wenn ein Paar vor dem Altar getrauet werden / und einander die Hände geben / welches Hand am kältesten / das stirbt am ersten.

WEr diesem falschen Wahn trauen wolte, dürffte wohl gewaltig betrogen werden, und mag auch wohl schon mancher damit betrogen seyn, wenn er irgend eine betagte reiche Dame

me sich ausgesucht hat, in der Hoffnung, daß sie durch ihren baldigen Tod ihme eine gute Erbschafft hinterlassen würde, und wenn ihm bey der Trauung ihre erkalteten dürren Hände die Hoffnung vergrössert haben, er sich aber dennoch wohl Zeit seines Lebens mit ihr behelffen müssen; wie man dergleichen Exempel gnug aufbringen könte. Auf die warmen oder kalten Hände ist niemahls sonderliche reflexion zu machen: Denn als ich vor einem Jahre von einer Frauen, die zugleich mit mir auf einer Gasterey gewesen war, Abschied nahm, fühlete sie, daß meine Hand ziemlich kalt gegen ihrer war / dannenhero sagte sie zu mir: Ich würde gewiß bald sterben, weil ich so kalte Hände hätte; ich aber gab ihr Schertzweise zur Antwort / daß ich meine Wärme samt dem Leben noch innwendig bey dem Hertze sitzend hätte, ihre Wärme aber sässe schon in dem äussern Theile des Leibes, und also gleich auf dem Sprunge, darvon zu wandern. Ob dieses nun gleich Schertz war, so ist diese Frau doch vor einer kurtzen Zeit gestorben. Bey Copulirung zweyer Personen ist dieses auch gantz etwas ungewisses, sintemahl eines die Hände besser im Muffe kan gelassen haben, als das andere, dannenhero das gar was sehr einfältiges ist, wenn man hierauf bauen will. Zudem ist dieses auch eine Gelegenheit, dadurch Ehe-Leute in Feindschafft mit einander gerathen können, denn weil der Tod einem ieden Menschen von Natur zuwider ist, und ein iedes das andere gern überleben möchte, (ob sie es gleich nicht eben öffentlich gestehen) so entstehet

stehet bey dem, dessen Hände am kältesten gewesen, gegen dem andern Ehegatten ein heimlicher Neid und immerwährende Mißgunst. Ich erinnere mich hierbey, daß nur vor wenig Tagen eine Frau iemandem klagte / daß ihr Mann so unpaß wäre, und sagte, mit Vergiessung vieler Thränen / sie hätte bißhero so übele Träume von ihrem Manne gehabt, dahero sie sehr besorgte, er würde ihr sterben, und alsdenn würde sie die elendeste Frau von der Welt seyn. Ich, als der mit diesen Leuten sonst wohl bekannt war, nahm dahero Gelegenheit, diesen Mann zu besuchen / und fand ihn ausser aller Gefahr; wie ich aber wieder heim gieng, und unter Wegs der Frauen begegnete, sagte ich zu ihr, daß sie sich wegen ihres Mannes gar nichts zu besorgen hätte; da war es ihr gleich nicht recht, ohnerachtet sie vorhero so geweinet hatte, brach dannenhero in folgenden Worten heraus: Ich weiß doch wohl, daß ich eher sterbe, als mein Mann. Womit sie sattsam zu verstehen gab, daß ihre vorigen Thränen aus Crocodills-Augen geflossen waren.

Das 66. Capitel.

Wer am Weyhnacht-Heilig-Abend / am Neu-Jahrs-Heilig-Abend / und am Heil. Drey-König-Heilig-Abend etwas stiehlt / und wird kein mahl darüber ertappet / der kan das gantze Jahr sicher stehlen.

Ey! ist das nicht ein vortrefflich schönes Kunst-Stückgen! der Teufel aber und seine getreuen Diener mögen es practiciren, denn es kömmt ehrlichen Leuten keinesweges zu. Als jüngsthin am heiligen Abend des Heil. Drey-König-Fests ein Soldate, der einen Tuch-Laden bestohlen hatte, ertappet wurde, soll er es sehr bedauert und gesagt haben, das wäre wohl Schade, daß er dieses mahl wäre ertappet worden, denn so er zu diesem mahle unergriffen wäre davon kommen, so hätte er sich das gantze Jahr gut wollen mit Stehlen nähren, weil er die vorigen zwey heilige Abende auch gestohlen hätte, darüber er nicht ergriffen worden wäre. Hatte also vermeynet, wer nur das Stehlen könte heimlich practiciren, so wäre es eine gute Nahrung. Aber der Krug gehet so lange zu Wasser, biß er den Henckel verliehret, und der Dieb gehet so lange stehlen, biß er am Henckel hangen bleibt. Ich bin der Meynung, daß, nechst einem Gotteslästerer, der Dieb der allerschändlichste Mensch sey, und darneben die allerschädlichste Creatur. Wenn ein Mensch einmahl in Verdacht der Dieberey kömmt, so gehet hernach nimmermehr kein honetter Mensch gern mit ihm um, aus Besorgung, daß er mit jenem in gleichen bösen Verdacht kommen möchte. Niemand lässet einen solchen Menschen, der wegen Diebstahls in Verdacht ist, gern über seine Thürschwelle treten, in Besorgung, der Dieb möchte sich eine Gelegenheit zum Stehlen ausersehen. Wenn ein Dieb auch gleich seine Boßheit lange genug heimlich

treibet, so wird er es doch nimmermehr biß in den Tod verborgen halten können, denn die Gerichte GOttes lassen es nicht zu. Es giebt zwar der Diebe mancherley, alleine, es bekömmt wahrhafftig ein ieglicher zuletzt seinen verdienten Lohn. Mancher heist ein kluger, geschickter, fleißiger und reicher Mann, darum/ daß er Geld, Gut, Glück und Ehre besitzet; wenn man aber sein Thun genau examiniren solte, so würde man befinden, daß sein Anfang gestohlen Gut gewesen, und der Fortgang in Betrug, Lug und heimlicher Vervortheilung bestanden sey, und zuletzt holet doch der Teufel alle das ungerechte Gut wieder, und in Entstehung rechter Busse und Bekehrung den gewesenen Besitzer darzu. Aber die Güte und Langmuth GOttes ist so groß/ daß gemeiniglich solche Leute vor ihren Ende alles verliehren, und Noth leiden müssen, daß sie also noch zur Erkänntniß kommen und sich bekehren können. Was aber grobe öffentliche Diebe sind/ so ist derer Ende am Galgen oder auf dem Rade. Nun frage ich alle Diebe/ sie seyn was vor einer Gattung sie wollen, was sie denn wohl sich vor Nutzen einbilden können von ihrem Stehlen/ weil ihr Ende so übel ausschlägt, und sie, wenn sie gleich zwantzig und mehr Jahre ihre Dieberey unvermerckt getrieben haben, zuletzt doch am Galgen ersticken müssen/ oder aus der unverdienten Ehre in die äusserste Verachtung gerathen? Es heist ja billich: Ende gut, alles gut, und Ende böß, alles böß. Nickel List und seine Diebs-Gesellen nähreten sich eine geraume Zeit

mit Stehlen, sie hielten sich als vornehme Cavaliers, in Kleidung, Essen und Trincken herrlich, und hatten hin und wieder viel tausend Thaler werth gestohlen. Aber wer wissen will, wie ihr Ende gewesen, der beschaue die Gerichts-Stätte zu Zelle, so wird er davor erstaunen; anderer unzähligen Exempel zu geschweigen. Dannenhero hülffe die dreyfache Dieberey, wie dieser Punct lehret, keinem nichts, ob es gleich also einträffe. Uberdiß aber ist es darzu eine vom Satan eingegebene Lügen, darauf sich kein Dieb zu verlassen hat.

Das 67. Capitel.

Am Freytage die Nägel von Händen und Füssen abgeschnitten/ hilfft wieder das Zahnweh.

Es mag den Geyer helffen! hülffe dieses vor die Zahn-Schmertzen, so würden die Zahn-Aertzte wenig mehr zu thun finden. Weil es aber noch überall Leute mit verbundenen Backen giebt, so ist zu vermuthen, daß diese Kunst nicht probat seyn muß. Auch kan es natürlicher weise um des Freytags willen nicht helffen/ weil dieser Tag keinen andern effect bey dem Nägel-abschneiden haben kan, als die andern Tage in der Wochen. Ich glaube aber, daß der eigentliche Verstand dieses Puncts folgender seyn mag: Wenn man die Nägel von Händen und Füssen am Freytage abschneidet, so thun einem hiervon die Zehne, (nicht Zähne) nicht weh, nehmlich die zehen

hen Finger, oder Fuß-Zehen, denn wenn man nur in die Nägel und nicht zugleich mit in die Finger schneidet, so thun die Finger oder Zehen nicht weh, auch thun von solchem Nägel-abschneiden keinem die Zähne im Maule weh. Es sey nun aber mit dieser Meynung bewannt, wie es wolle, so ist gewiß, daß dieser Punct nichts, als eine offenbahre Phantasie und Tagewählerey sey.

Das 68. Capitel.

Am Martins-Tage kan man an dem Brust-Beine der Gans sehen, ob es ein kalter Winter werde oder nicht.

WArum aber eben am Martins-Tage? Solte denn eben an diesem Tage sich die Farbe des Brust-Beins an der Gans nach der Witterung des folgenden Winters schicken und einrichten; und nachdem dieser Tag vorbey wäre, sich wieder in den vorigen Stand setzen? das wäre sicherlich ein rechtes Wunderwerck. Was hat denn St. Martin mit denen Gänsen, und die Gänse mit der Winter-Witterung zu thun? das weiß man zwar wohl, daß um Martini sich der Winter gemeiniglich anfänget, und der Schnee sich sehen lässet; ingleichen, daß die Gänse um solche Zeit am besten zum schlachten dienen, dahero gute Freunde einander auf eine Martins-Gans bitten, ob auch gleich der Martins-Tag schon acht oder mehr Tage vorbey ist. Daß aber wahrhafftig an diesem Puncte nichts sey, habe ich

aus

aus eigener Erfahrung; und damit ein anderer auch der Sache gewiß werde, so sehe er zu, daß er am Tage Martini etliche Brust-Beine von Gänsen zusammen kriege, und sehe sie gegen einander an, so wird er eben befinden, daß keines dem andern an der braunen und weissen Farbe gleich seyn wird/ und wird manches forne, manches hinten, manches auch in der mitten weiß seyn. Wenn nun aus der Gegend solcher weissen Flecken die Zeit der Kälte oder vielen Schnees soll geurtheilet und prognosticiret werden, und gleichwohl zu einer Zeit, oder an einem Tage, solche Flecken an unterschiedlichen Brust-Beinen auch unterschiedlich erscheinen, wie kan man denn wissen, welch Brust-Bein das rechte Ansehen zu dieser Prophecenung habe oder nicht? Ist demnach ein falsches Gedichte.

Das 69. Capitel.

Vor den Tollen-Hunde-Biß soll man ein Zettelgen aufbinden / worauf die Worte geschrieben sind: *Hax, Pax, Max, Deus, Adimax*.

Dieses Hax, Pax, &c. ist nicht anders, als des Teufels sein Hoccus poccus, damit er und seine Diener denen Leuten ein Blendwerck machen, an sich selbst aber hat es nicht mehr Krafft, als ob es hieß: Ars, Lex, Mulier, fœminina sunt, wiewohl in diesen Worten doch noch ein Verstand wäre, in jenen aber nicht. Zwar hat es das Ansehen, ob habe der Erfinder dieser Gauckel-

Possen ein sonderlich Absehen mit solchen Wörtern, die sich mit dem Buchstaben x enden, weil dieser Buchstabe ein Creutz formiret: Allein, zu geschweigen, daß der zehende Practicus dieser Bärenhäuter-Kunst hierauf nicht sinnet, und gleichwohl ohne des Menschen Vertrauen, Glauben und Begierde, wie auch von der Sachen rechte Wissenschafft zu haben, ein signum vor das andere keine Krafft kriegen kan, eben das zu würcken, was das andere hätte würcken sollen; also kan auch das würckliche Creutz-Zeichen, welches ebenfalls zuweilen von solchen Haasen-Cantzlern zwischen die Wörter oder Sylben ihrer Zauberschrifft gemahlet wird, nicht einen Pfifferling helffen. Wenn der lateinische Buchstabe X so viel, als ein Creutz, würcket, und das Creutz vertreibet die Hexen; warum haben denn die HeXen das Creutz in der Mitten? Was demnach solche Narren-Possen wider den Tollen-Hundes-Biß würcken können, kan ein verständiger Mensch sich leichte einbilden. Ist es ja irgend einmahl geschehen, daß einer, der von einem tollen Hunde ist gebissen worden, nach dem Gebrauch dieser Gauckeley ist genesen / so stehets dahin, ob der Biß eben so gefährlich gewesen sey, daß er einiger Cur bedurfft habe? Uber diß hat man auch wohl nebst diesen auch natürliche heilsame Artzneyen gebraucht, die dem Ubel gesteuert haben / und ist hernach der Gauckeley und Narren-Schrifft die Hülffe beygeleget worden. Wer aber ein redlicher Christ ist, der wird sich für solchen abgöttischen Wesen zu hüten wissen.

Das

Das 70. Capitel.

Wer einen Kamm kaufft / und lässet solchen im währenden Kauffen fallen / der muß so offt / als er sich mit diesem Kamme kämmet / allezeit den Wind hinten auslassen.

KOente auch wohl der Hencker närrischere und thörichtere Fratzen erdencken, als die abergläubischen Weiber? Ich will alle kluge Leute in der Welt mit allen ihrem Verstand und Weißheit lassen zusammen kommen, so werden sie doch keine natürliche Ursach erfinden, warum ein Kamm, wenn er zu der Zeit / da er gekaufft wird, auf die Erde fället, die Eigenschafft durch diesen Fall bekommen solle / daß allzeit derjenige, der damit gekämmet würde, den Wind müsse gehen lassen; und dennoch glauben etliche tolle Weiber diß gewiß. Ob nun irgend einmahl sich es zugetragen haben mag, daß eine hat um einen Kamm gehandelt, und hat denselbigen ohnversehens fallen lassen, und ist in der Wiederaufhebung / oder im Niederbücken, so unglücklich gewesen, daß ihr der Odem von hinten aus entgangen ist, kan ich so gewiß zwar nicht sagen, ist aber doch fast zu vermuthen, und da sie sich hernach damit gekämet hat, und haben sich die vorigen Winde erreget, so hat sie stracks einen Glaubens-Artickel draus gemacht, als müste es alle mahl solch windig Wetter werden, wenn sie sich mit diesem Kamme kämmete. Es kan auch wohl seyn, daß eine ein-

mahl

mahl einen Kamm bey dem Einkauff hat fallen lassen, daß die Zähne des Kammes an denen Spitzen sind zersplittert worden, welches hernach dermassen gekratzet und gerauffet hat, daß derjenige/ der damit gekämmet worden, vor grosser Angst die Hosen-Trompete blasen müssen. Dieses sind also meine Gedancken, die ich von diesem Puncte machen kan, womit ich aber niemanden in seiner Meynung will irre machen, sondern nehme es willig an, wenn mich iemand einer bessern Gewißheit versichern wird. Unterdessen aber suspendire ich diesen Punct unter die tollen Weiber-Schnacken.

Das 71. Capitel.

Die Bauren sollen ihre Mägde/ wenn sie das erste Graß im Jahre bringen/ tauffen/ oder mit Wasser begiessen/ so schlaffen sie hernach das Jahr nicht beym Grasen.

DJe Bauern neñen dieses Begiessen getaufft; besinnen aber nicht, daß sie damit das Sacrament der Heil. Tauffe verspotten. Ich erinnere mich, daß ich dieses Begiessen in meiner Jugend offt gesehen habe, ich habe aber zu selbiger Zeit die Ursach oder dessen Bedeutung nicht gewust; solte nun dieses Begiessen, nach dem Vorgeben dieses Puncts, seinen effect erreichen, daß die Bauer-Mägde beym Grasen nicht schlieffen, so wäre zu wünschen, daß auch ein Mittel erfunden würde, welches dienete, daß sich die Bauer-

Mäg-

Mägde beym Grasen nicht beschlaffen liessen. Denn manchmahl wird aus dem Schlaffen ein Beschlaffen verursachet, wie folgende wahrhaffte Historie, die ich aus dessen seinem eigenen Munde habe, von dem sie geschehen, bezeuget. Mancher Mensch rühmet sich seiner eigenen Boßheit und Sünde, und also geschahe es von diesem Bacchus-Bruder auch. Dieser erzehlte mir, mit hoher Betheurung, daß es wahr sey, daß, als er einsmahls mit einem Schiffe wäre von Dreßden nach Hamburg gefahren, so hätte ihn die Natur getrieben, sich in einem Kahn an das Land setzen zu lassen, wie er aber am Ufer der Elbe wäre in den Busch gangen, hätte daselbst nieder gekauert, und s. v. seine Nothdurfft verrichtet, sey er unter denen Gebüschen gewahr worden, daß nahe dabey eine Bauer-Magd auf dem Grase gelegen, und sanffte geschlaffen, derowegen hätte er nicht gesäumet, sich zu ihr zu machen, und hätte befunden, daß sie gar fein von Gesichte gewesen. Dieses hätte ihn bewogen, sich zu ihr zu setzen, iedoch sie auch nicht aufwecken mögen, sondern hätte ohne Erlaubniß in ihrem Wiesgen grasen wollen. Wie er nun eben seine verbotene Arbeit hätte angehoben, wäre die Magd drüber, oder vielmehr drunter, ermachet, und hätte voller Schrecken und Bestürtzung angefangen zu fluchen und zu schelten; auf daß er sie aber wieder besänfftiget, so hätte er sie folgender massen angeredet: Mein liebes Mädgen, verzeihet mir, daß ich euch so erschreckt habe, ich wolte euch nicht gerne aus dem Schlaffe stören, und doch gleichwohl hätte ich

ich gerne Nachricht gehabt, ob ich recht reisete, ich bin ein reisender Mann, der nach Hamburg gehet, so wolte ich euch fragen, ob das der rechte Weg sey, 2c. Die Magd hätte ihm wieder geantwortet: Ey der Teufel hole euch auf eurer Reise, gehet hin an den Galgen und an das Rad, denckt ihr denn / daß der Weg durch die Leute gehet? hätte hierauf ihr Graß zusammen gemacht, und wäre davon gegangen. Ob nun diese Magd nicht ist mit Wasser begossen worden, als sie erst Graß in selbigem Jahr eingetragen gehabt, stelle ich dahin: Glaube aber doch, daß, ohnerachtet das Begiessen geschicht, manche dennoch ihre Ruhe auf dem Grase suchet, und manchmahl ein Stündgen Schlaff mit nimmt. Dannenhero dienet das von den Bauern so genannte Tauffen zu nichts.

Das 72. Capitel.

Wenn sich ein starcker Sturmwind erhebet / so hat sich gemeiniglich iemand gehencket.

Ich vermeyne, es wird wohl niemand seyn, dem dieses Fürgeben nicht solte bekannt seyn: Wird demnach jedermann mir Beyfall geben, daß hieran nicht ein Wort wahr sey. Denn wie offt erregt sich ein starcker Wind, da man nicht erfähret, daß sich iemand erhenckt hätte? Und wie offt vernimmt man die betrübte Nachricht, daß sich hier oder dort ein Mensch aus desperation oder aus Melancholey hat erhenckt, da sich doch

kein Lüfftgen gereget hat? und dennoch stehet der Pöbel fest in der Meynung, daß sich ein grausamer Wind erhäbe, wenn sich iemand selbst erhienge, und währete so lange, biß der erhenckte Mensch abgenommen sey. Ob nun zwar (wie ich schon erwehnet) iedermann aus der gnugsamen Erfahrung sattsam bekannt ist, daß dieses Fürgeben gantz falsch sey; so will ich doch das Werck noch ein wenig genauer untersuchen. Frage demnach die von Natur albern, aber von Einbildung verständigen Bauern, warum sich doch ein so grosser Wind errege, wenn sich iemand erhenckt hätte? So spricht mancher, es sey die Ursach, weil die Lufft einen solchen verzweifelten Menschen nicht in sich leiden wolte, darum tobten die Winde, biß ein solcher Cörper in die Erde sey. Ein anderer giebt vor, der Teufel vagirte also mit des Erhenckten Seele in der Lufft herum, und erregte damit einen solchen Wind, auf daß er jedermann hiermit den Selbst-Mord kund thue, und was dergleichen Gedichte mehr seyn mögen. Dem ersten aber dienet zur Antwort, daß die Lufft so wohl, als die Erde und andere Elemente, böse und fromme Menschen in sich leiden und beherbergen könne. Man sagt von manchem, er sey nicht werth, daß ihn die Sonne anschiene, oder die Erde trüge. Es kömmt aber hier nicht auf das werth seyn an, sondern GOtt lässet seine Sonne über Böse und Fromme aufgehen, lässet auch denen Frommen und Gottlosen Brodt aus der Erden wachsen, und so fort. Was nun der Schöpffer verträgt und annimmt, das

das kan von dem Geschöpffe auch nicht ausgerottet werden. Ob sich ein Sturmwind erreget habe / als sich Judas erhenckt hat, davon meldet die Schrifft nichts. Wohl aber wird gemeldet / daß, als unser liebster Heyland in der Lufft am Creutze, für uns verdammte Sünder / verschieden, ein schrecklich Erdbeben entstanden sey, die Felsen sind zerrissen, die Sonne hat ihren Schein verlohren / und sind, so zu sagen, fast alle Elemente rege worden, darbey die Winde schwerlich werden geruhet haben. Dieses aber geschah nicht irgend um des in die Lufft gehenckten gottlosen Schächers / sondern um des allerunschuldigsten Lammes GOttes willen. Ferner beweise ich, daß die Lufft wohl verdammte Cörper in sich kan hencken lassen, wenn zuweilen gottlose Galgen-Vögel ohne Busse und Bekehrung an Galgen gehencket werden, und hängend bleiben, ohne daß deswegen ein Wind entstehet; wie sattsam zu ersehen an dem vor wenig Jahren zu Zella gehenckten grausamen Gotteslästerer, dem Juden / Jonas Meyer. Auf des andern seine Meynung könte ich ebenfalls weitläufftig antworten; es wird aber gnug seyn, wenn ich sage, daß, so die Seele verdammt ist, so ist sie alsbald an dem Ort, wohin sie gehöret, und hat der Teufel gar nicht Ursach, sie in der Lufft herumzuführen; und ob es gleich also geschehe, so würde dadurch die Lufft nicht rege gemacht werden, weil der Satan und die Seele des Erhenckten / als Geister, keinen Raum zu ihrer Bewegung bedürffen. Was ferner ein- und andere vor Ursach auf die Bahn

bringen möchten, wird eben auch von dergleichen Schroth und Korn seyn: Dahero ein verständiger Mensch gar wohl siehet, daß dieser Punct, gleich den andern Aberglauben, ein erdichtetes altes Weiber-Mährlein sey.

Das 73. Capitel.

Hüner/die aus Eyern gebrütet/welche am Grünen-Donnerstag gelegt worden sind/ ändern alle Jahre ihre Farben.

DAs ist zwar gewiß wahr, daß es zuweilen Hüner giebt/welche alle Jahre andere Farbe bekommen; daß aber die Ursach von denen am Grünen-Donnerstag gelegten Eyern herkomme, ist falsch. Ich habe selbst vor etlichen Jahren eine junge Henne aufgezogen, die war das erste Jahr gantz Pech-schwartz/ das andere Jahr war sie sprencklicht, das dritte aber gantz weiß, ohne einige schwartze Feder, das vierdte Jahr wurde sie wieder sprencklicht, und würde ohne Zweifel wieder gantz schwartz geworden seyn, wenn sie nicht von einem Hunde wäre lahm gebissen worden, daß sie hätte deswegen geschlachtet werden müssen. Das weiß ich aber gewiß/ daß dieselbige Henne aus keinem Ey, das am Grünen-Donnerstage gelegt worden, ausgebrütet war. Was aber sonst die Ursach sey, daß sich manche Hüner jährlich an der Farbe ändern, weiß ich nicht. Und ob gleich, nebst vorgemeldeter Henne, noch eine gantze Brut zugleich ausgehecket wurde, so war

doch

doch unter allen keine mehr, die dergleichen Art hatte. Es ist bekannt, daß einige Vögel ebenfalls ihre Farben jährlich verändern, wie insonderheit zu sehen an denen Grünitzen oder Creutz-Vögeln, welche ein Jahr gantz roth, als wie die Gimpel, das andere Jahr aber gelbe oder grünlich werden, und also Wechsels-weise. Was nun die Ursach solcher Veränderung bey denen Vögeln ist, das kan auch bey manchen Hünern seyn, der Grüne-Donnerstag ist es aber nicht, und habe ich mit Fleiß einen Freund vermocht, der solche am Grünen-Donnerstage gelegten Eyer hat ausbrüten lassen, aber die daraus gekommene Hüner haben ihre Farbe nicht verändert; muß demnach eine gantz andere Ursach haben.

Das 74. Capitel.

Wenn Ehe-Leute einander ehelich beywohnen/ und es regnet/ so zeugen sie ein Mägdlein; ists aber trocken Wetter/ wirds ein Söhnlein.

Auf solche Weise könte ein jeder zeugen, was er wolte; wundert mich dannenhero, warum doch diese schöne Wissenschafft denen vornehmen Herren nicht wissend wird, welche zuweilen die letzten in ihrem Geschlechte sind, und lauter Fräulein und Princeßinnen zeugen, daß derowegen zu besorgen stehet, es würde das Geschlecht gar absterben? Träffe aber diese Kunst ein, so dürfften solche Herren ihren Gemahlinnen nur in trockenem Wetter beywohnen, und hingegen

das Regenwetter meiden. Weil aber dieses nicht in Acht genommen wird, welches doch nicht würde unterbleiben, so etwas an der Sache wäre; so kömt mir dannenhero dieser Punct gar verdächtig vor. Zwar närrisch gnug, nach aller toller Weiber Träume ihrer Art, aber nicht wahrhafftig scheinet er zu seyn. Die abergläubischen Schwestern geben hiermit zu verstehen, daß das Manns-Volck seinen Einfluß habe von einem schönen hellen und heitern Himmel; das Weibs-Volck aber von trüber/ trauriger und nasser Witterung. Nicht Aergerniß zu geben, noch ein grosses Loch in die Erbarkeit zu reissen, muß ich anstehen, von dieser Materie etwas weitläufftig zu handeln, da ich sonst wohl sattsam erweisen wolte/ wie unrichtig dieser Weiber-Schnacke sey. Sage dannenhero nichts mehr hiervon, als daß sich die tollen Naß-Kittel (ich nehme alle verständige und reputirliche Weiber billig aus) in ihre Hertzen hinein schämen möchten, daß sie, zu ihres Geschlechts eigener Beschimpffung, solche närrische Erfindungen ans Licht stellen.

Das 75. Capitel.

Wenn ein Kind aus einem Hause getragen wird/ darff das obere Theil der Hauß-Thüre nicht zu seyn/ es wächst sonst das Kind/ so es darunter weggetragen wird/ nicht grösser.

Ich glaubs, daß es in dem Augenblick, da es unter solcher zugemachten Thüre ausgetragen wird,

wird, nicht eine Spanne, geschweige eine Elle, grösser wird wachsen. Was aber in etlichen Jahren hernach geschehen wird, muß die Zeit lehren. Ich habe zwar wohl ziemlich kleine Zwerglein gesehen; aber doch kan ich nicht sagen, daß sie so kleine gewesen, als wie die kleinen Wickel-Kinder. Wenn nun aber dieser Punct wahr wäre, so würden gewiß zwantzig-dreyßig-und mehr-jährige Leute angetroffen werden, welche viel kleiner seyn würden, als die kleinesten Zwärglein. Ob nun irgend dieses diejenigen Duodez-Riesen sind, von welchen man fabuliret, daß sie stets Krieg mit denen Kranichen führten? kan ich nicht erfahren; wäre es aber so, so muß in solchem Lande vielleicht Mode seyn, daß das obere Theil der Hauß-Thüren stets zubleibt. Daß dieses aber auch nicht wohl seyn kan, urtheile ich daher: Wenn die alten Leute daselbst so klein sind, und zeugen Kinder, so müssen die Kinder ja noch sehr viel kleiner seyn. Weñ nun solche gar kleine Kinde zeugen, die nur die Grösse einer Mauß haben würden, unter der Hauß-Thüre heraus getragen würden, so blieben sie wieder so klein, endlich würden Menschen hervor kommen so groß, als Käse-Maden. Denn, ihr tollen abergläubischen Weiber! ists nicht wahr, denckt nur der Sache selbst nach, ob es anders komen könte, daferne euer Fürgeben wahr wäre? so würden wahrhafftig in einem Seculo so kleine Menschgen können hervor gebracht werden, welche nicht sicher seyn würden, von denen Sperlingen, Rothkehlgen und andern kleinen Vögeln, an statt der Fliegen, hinweg geschnappet

pet zu werden. Sehet! solch närrisch Zeug ersinnet ihr, und wollet doch vor klug gehalten seyn. Solte man nicht Ursach haben, euch mit euren philosophischen Narren-Possen anzupfuyen? drum bedenckt euch eines bessern, und ersinnet dergleichen tolle Händel nimmer mehr, sonst machet ihr manche einfältige Menschen, samt euch, zu lauter Thoren.

Das 76. Capitel.

Die auf einem Anger aufgelesenen Federn soll man in kein Bette thun/ es kan kein Kind drauf ruhen/ und so es ein Ehe-Bette ist/ so entlauffen die Ehegatten von einander.

DIe super-klugen Weiber haben das gar spitzig ausgesonnen, und haben mit ihrer Weißheit ein Loch in die Geheimnisse der Natur hinein gesehen, daß man eine grosse Heerde Gänse ein- und austreiben kan. Sie sagen, die Federn, die auf dem Anger (das ist, wo die Gänse ihre Weide haben) aufgelesen worden, soll man in kein Bette thun, auf daß die Kinder nicht dadurch verunruhiget würden, oder, so Ehe-Leute drauf schliefen, nicht von einander entlauffen müsten. Da sehe man, wie scharffsinnig doch die Weiber in ihrer unnöthigen Sorgfalt sind. Sie wissen erstlich, daß die Federn, die auf dem Anger liegen, an denen Gänsen nicht feste gestanden haben; was aber nicht feste stehet, sondern wackelt oder gar ausfället, das hat seine bleibende Stätte

oder

oder Ruhe verlohren, und ist unstät oder unruhig worden; was aber selbst unruhig ist, das kan niemanden anders zur Ruhe befördern: Ergo, die aus denen Gänsen selbst ausgefallene Federn und zumahl diese, so die Gänse auf der Weide verlieren, und vom Winde hin und her gewehet werden, sind unruhig, also können sie keinem zum Schlaffe oder Ruhe dienen. Kommen sie aber in ein Ehe-Bette, so stecken sie die auf solchen Betten schlaffenden Eheleute mit eben der Eigenschafft an, als wie sie, die Federn selbst, geartet sind. Denn gleichwie erstlich zwar die Federn mit denen Gänsen vereiniget gewesen sind, aber hernach dennoch ausgefallen und untreu worden; zum andern, gleichwie die Gänse zwar auf dem Anger in einer Heerde beysammen gehen, aber wenn der Gänse Præceptor eintreibet, von einander lauffen; also würcken solche Federn in denen Betten eben auch auf die darauf liegenden Eheleute, daß sie von einander entlauffen. Hingegen aber solche Federn, die feste stehen, und mit Gewalt ausgerupffet werden müssen, die lassen sich mit nichts, als durch Gewalt von ihren Gänsen abscheiden, können demnach denen/ die auf dergleichen Feder Betten schlaffen/ nichts anders, denn lauter ruhige und beständige Qvalitäten mittheilen. Da sehe man nun, wie scharffsinnig die super-klugen Weiber zu philosophiren wissen, solchem nach kan kein Geheimniß der Natur für ihnen verborgen bleiben. Gleichwohl aber bezeugts die tägliche Erfahrung, daß sie mit aller ihrer Weißheit sehr unglücklich

 fahren,

fahren; dahero es scheinet, als ob sie die Sache zwar gar gut meynen, aber sehr übel verstehen müssen.

Das 77. Capitel.

Wenn bey dem Bier-bräuen gesungen wird/ so geräth das Bier wohl.

Singen und beten ist zwar ein gutes Mittel zu glücklichen Fortgang seiner Sache: Ob aber das Singen, das bey dem Bierbrauen in denen Bräuhäusern geschicht, mit solcher Andacht verrichtet werde, als wie es wohl zu wünschen ist, das wissen diejenigen am besten, die offt an solchen Oertern ab- und zugehen. So viel als ich Nachricht von diesem andächtigen Singen habe/ so taugete es wohl besser. Denn wenn die Bauerknechte, Mägde und dergleichen Gesindel, gute und böse, untereinander kommen, so fänget eines irgend ein geistlich Lied an zu singen, da zwar, wenn das Glück gut ist, die andern mit einstimmen, iedoch ohne gute Gedancken; unter diesem Singen stehen etwa ein paar hinter den Bottig, und treiben ihr Gespötte, und wenn das Lied aus ist, wird ein Gelächter zum Final georgelt, alsdenn erzehlt irgend ein Knecht einen praven Zoten, der andere fängt ein Schlamper-Liedgen an zu singen, und will ieder der vornehmste Possenreisser seyn: Ist also der Gottesdienst in dieser Kirche sehr schlecht, daß ich dannenhero nicht glaube, daß GOtt um solcher bey den Brauen gepflogenen Andacht willen das

Bier

Bier werde wohl gerathen lassen. Solte es aber auf das blosse Singen ankommen, es möchten auch gleich so wohl weltl. als geistliche Lieder seyn, so weiß ich auch nicht, ob dieses natürlicher Weise dem Biere etwas helffen kan? denn die Lieder oder vielmehr das Geschrey, kan sich nicht mit in das Bier brauen/ daß solches hernach bey dem Verzapffen die Biergäste auch singend oder närrisch machete, wie zwar insgemein die Eigenschafft des guten starcken Bieres ist; sondern ich bilde mir ein, wenn das Singen bey dem Bräuen ja etwas thun soll/ so müste es seyn, daß die Arbeiter bey solchem Singen fein gutes Muths blieben, und also in frölichen und lustigen Muth das Maltz desto fleißiger durcharbeiteten, welches das vornehmste Stück bey dem Bräuen ist. Ausser dem aber kan ich nicht den geringsten Nutzen des Singens gewahr werden, hingegen wird GOtt nur gespottet, wenn die geistlichen Lieder mit Gelächter und allerhand Schnacken untermenget werden, welches hernach in Wahrheit schlechten Seegen zur Brau-Nahrung bringen kan. Wer aber dennoch meynet, daß er auf solche Weise wohl brauen wolle, der versuchs auf seine Gefahr.

Das 78. Capitel.

Wenn eines kranck ist/ und lässet sich das H. Abendmahl reichen/ so muß es sterben.

DAs gemeine Volck spricht, der Patiente hat sich beschicken, ist so viel gesagt, als er hat

sich

sich das Abendmahl reichen lassen, darum wird er wohl sterben: Aber verflucht ist diese Meynung! denn um dieser bösen und falschen opinion willen versparet ein Patiente das H. Werck biß auf die letzt, da ihm der Tod schon auf der Zunge sitzt, und er manchmahl keinen Verstand mehr hat. Und ob er gleich seine auswendig gelernte Beichte noch ein wenig herlallen kan, so weiß er vor Todes-Angst doch wohl wenig von der Busse; da heists denn, er ist nun beschickt worden, oder, er ist nun zum Sterben geschickt; wie er manchmahl geschickt ist, das mag dem allwissenden GOtt bekannt seyn. Daß aber, nach der Meynung dieses Puncts, ein Patient um deßwillen sterben müste, wenn er das H. Abendmahl in seiner Kranckheit empfahe, das ist wider die Wahrheit und tägliche Erfahrung. Denn ich kan selbst mit gutem Gewissen bezeugen, daß ich mich unterschiedlicher Exempel erinnere, daß wenn die Patienten das H. Abendmahl gebraucht haben, sichs alsbald hernach zur Besserung angelassen hat. So zweiffele ich auch nicht, daß ich noch mehr Zeugen dißfalls mit leichter Mühe aufbringen könnte. Wer nun diese Meynung denen abergläubischen Leuten eingegeben habe, ist leicht zu erachten, und derowegen hat sich ein rechtschaffener Christ desto mehr für des Satans Listen und Tücken in acht zu nehmen. Was sonst mehr von dem H. Abendmahl für falsche abergläubische Meynungen bey dem gemeinen Volck geheget werden, hat nur ohnläugst Hr. M. Jacobi, in seiner dritten Vorstellung abgöttischer

und abergläubischer Händel, so durch Mißbrauch H. Schrifft und H. Sacramenten im Schwange gehen, weitläufftiger angemercket, und zu derer Abstellung an Tag gegeben, dahin ich den Christlich gesinneten Leser will gewiesen haben.

Das 79. Capitel.

Einen Mannßfeldischen Thaler/ mit dem Ritter Sanct Georgen/ und der Uberschrifft: Bey GOtt ist Rath und That/ bey sich getragen/ bewahret im Kriege und sonst für feindlichen Geschoß.

WEnn diese Thorheit von denen Papisten begangen wird, kan man es ihnen nicht so gar groß vor übel haben, erstlich, weil ihre Religion mehrentheils aus solchen Mährlein bestehet; und zum andern, weil sie vor diesem den Ritter St. Georgen zu einem Kriegs-Patron verordnet haben, welcher auf diesen nur beschriebenen Thalern abgebildet ist; daß sich aber unter uns Evangelischen Christen auch solche abgöttische Thoren finden lassen, welche, um angezogener Ursach willen, wohl 10. 12. und mehr andere gute Thaler vor einen einigen solchen Mannßfeldischen Thaler geben, das ist zu verwundern und zu beklagen. Und daß hierunter eine grosse Thorheit und Abgötterey fürgehe, erhellet daraus, weil erstlich wohl nimmermehr ein dergleichen Ritter in der Welt gewesen ist, der auf diese Weise, als wie der erdichtete St. George, eine Victorie wider einen grossen Drachen oder Lind-

wurm

wurm erhalten hätte; zum andern, weil der, welcher in solchem Vertrauen einen solchen Thaler bey sich trägt, GOtt nicht so viel zutrauet, als dem Thaler, und machet demnach aus dem elenden Thaler einen Gott und Beschützer. Die Ursach aber solcher Thorheit soll ursprünglich daher rühren, weil einst ein gewisser vornehmer General in einem scharffen Treffen und Gefechte einige Schüsse bekommen haben soll, die zwar durch die Kleider durchgegangen wären, aber dem Officier doch nicht geschadet hätten, wie er aber nach der Ursach seiner unwissenden Festigkeit geforschet hätte, wäre er gewahr worden/ daß solche Schüsse auf einen solchen Thaler, den er unter andern im Schubsack gehabt, getroffen hätten. Wie ihn aber die drauf stehende Schrifft: Bey GOtt ist Rath und That; zu fernerm Nachsinnen bewogen, so hätte er vermerckt, daß ihme GOtt durch diesen St. Georgen-Thaler hätte gerathen, und beschützet. Ich stelle dieses an seinen Ort, kan es auch wohl glauben, daß es geschehen sey/ alleine deßwegen folget nicht, daß es eben einem ieden also glücket. Denn gedachter Officier hat ja diesen Thaler nicht um der Ursach willen zu sich gesteckt, daß er sein Schutz seyn solle in dem Treffen, sondern hat ihn, als auch andere mehr, zu sich gesteckt, um im Nothfall einen damit zu beschencken, oder etwas davor zu kauffen. Daß aber eben das Geschoß derer Feinde auf diesen Thaler getroffen hat, kan zwar wohl durch GOttes sonderbare Schickung geschehen seyn, um ihn hierdurch zu schützen, weil er sich

ohne

ohne Zweiffel vor dem Treffen in den Schutz des Höchsten wird befohlen haben. Und hat demnach GOTT ihn nur mit der auf dem Thaler stehenden nachdencklichen Schrifft erinnern wollen, daß nichts sey/ das Rath und Hülffe schaffen könne, als GOtt alleine. Handeln dannenhero diejenigen/ welche einem solchen Thaler so viel zutrauen, schnurstracks wider die auf diese Thaler geprägten Worte, und wider das erste Gebot.

Das 80. Capitel.

Wenn man den Storch siehet kommen/ und bewillkommet ihn/ so thut einem kein Zahn wehe.

JCh möchte gern den Reverence u. das Compliment sehen, das einem ankommenden Storche gemacht wird, und hinwieder des Storchs seine Gegen-Complimenten, und wundert mich, daß solche nicht längst sind in Kupffer gestochen, und die Worte/ die beiderseits dabey gefallen, darzu gedruckt worden? welche ohngefehr also lauten würden:

Willkommen, werther Freund! aus weit entfernten Landen,
Du kanst zwar klappern noch, ich aber muß mit Schanden
Das Maul verbunden habn, weil mich die Zähne plagen,
Drum muß ich diese Noth dir ietzt mit Schmertzen klagen.
Wilt du nun helffen mir, so thus ie eh'r, ie lieber,
Die Schmertzen sind sehr groß, drum hilff! ich sterb sonst drüber.

Des

Des Storchs Antwort:

Daß ich dich so malad ietzt, da ich komme, finde,
Ist mir zwar hertzlich leid, doch helff ich dir geschwinde,
Nimm du von meinem Köth, weil er noch weich, ins Maul,
Kau ihn, und beiß ihn todt, thus bald, und sey nicht faul!
Alsdenn so klappre mir fein nach mit deinen Zähnen,
So darffstu dich hinfort nach dieser Cur nicht sehnen.

Daß nun solch thöricht Compliment und Bewillkommung soll vor die Zahn-Schmertzen præserviren, laufft wider die gesunde Vernunfft, und wird auch schwerlich ein Mensch, der nicht im Haupte verwirret ist, solche Stockfisch-Possen vornehmen. Und kömmt mir ein solcher Ertz-Narr nicht anders für, als wie jener junge Maul-Aff, der sein Lebtage nicht weiter gekommen war, als etliche Schritte von seiner Mutter Brodt-Schranck. Dahero seine Eltern / als vermögende Leute, ihm ein Stück Geld gaben, daß er sich in die Fremde begeben, und in der Welt ein wenig umsehen möchte. Der gute Mensch kömt 6. Meilen von seinem Vater-Lande in eine Stadt, und vermeynet, das sey Nova Zembla, oder gar der Welt Ende, sitzt dannenhero im Gast-Hofe, und schwatzet ohn Unterlaß von seiner sehr weiten und gefährlichen Reise, und giebt zu verstehen, daß er solche wolle in Druck ausgeben lassen. Wie der Wirth solche Thorheit mercket, gehet er zu seinem Nachbar, der ein spaßhaffter, lustiger Mann gewesen, und erzehlet ihm, was er vor einen närrischen Gast hätte.

Der

Der Nachbar ersinnet stracks einen artigen Possen mit diesem Ausländer zu spielen, und bittet ihn zu sich zu Gaste. Der fremde Jüngling erscheinet, iedoch mit gröster Verwunderung, daß ihn in so fremden Landen iemand zu Gaste ladete, der ihn doch unmöglich kennen könte, macht bey seiner Erscheinung viel Complimenten. Der Freund aber, der ihn zu Gaste geladen, giebt weiter keine andere Antwort, als daß er bey des Gasts seinen Eltern sein Lebtage auch viel Guts genossen hätte, welches sich der Gast aber unmöglich einbilden kan, sprechend, wie das seyn könte, sintemahl aus seinem Lande in dieses, oder aus diesem in jenes, wohl sein Lebtage noch niemand kommen wäre? Der Gutthäter aber, als der gewust hatte, daß auf seines Gasts seiner Eltern Hause ein Storch-Nest wäre, darinnen alle Sommer die Störche ihre Jungen ausheckten, nimmt seinen Gast auf die Seite, sagt ihm in ein Ohr, als etwas ganz geheimes, daß dieses das Land wäre, wohin im Winter die Störche zögen, weiset darauf auf seine in der Stube herumgehenden Kinder, und spricht: Mein lieber Freund! warum solte ich ihm nicht alle ersinnliche Ehre anthun? alle diese meine Kinder, die sind auf seines Vaters Hause ausgeheckt. Der Gast verwundert sich hierüber sehr, und bittet, ihm zu erzehlen, wie solches möglich wäre? Hierauf spricht der Wirth: Mein HErr! ich sage ihm in höchstem Vertrauen, daß ich und mein Weib alle Jahr im Frühlinge zu Störchen werden, und fliegen in Teutschland, da wir eben auf seines

Herrn Vaters Hause unser Nest so viel Jahr geruhig besessen haben, und unsere Kinder alle dort ausgeheckt, als junge Störche; im August-Monat wandern wir dort wieder weg, und in dieses Land, da sind wir so lange Menschen, biß wieder nach Ostern. Der Gast erstaunet über diesem Wunder, gedencket darneben, er habe nun gnug erfahren, macht sich dannenhero des andern Tages wieder zu seiner Heimreise fertig, und erzehlet seinen Eltern, nebst Uberbringung eines Grusses von seinem Storch, wie weit er gewesen sey. Wie aber im Früh-Jahre der Storch ankömmt, läufft er alsbald zu seiner Mutter, und spricht, sie möchte doch etwas zu essen machen, es sey ein fremder Gast ankommen, der ihn auf seiner Reise auch, nebst Bezeugung aller Ehre, gastiret hätte, den wolte er zu Gaste bitten. Die Mutter vermeynet, es sey alles gut, und macht sich mit dem Essen auf einen vornehmen Gast parat, unterdessen gehet der Herr Sohn in den Hof, siehet auf die Fäuermäuer nach dem Storche, ziehet seinen Hut tieff ab, und bittet diesen Mittag sein Gast zu seyn, und seine Frau Liebste mitzubringen; der Storch, als der zuweilen den Kopff und Schnabel in die Höhe geworffen, und geklappert, hatte ihm aber nicht nach Willen geantwortet; wie aber der Tisch gedeckt, und das Essen aufgetragen worden, fragen die Eltern, wo denn der Gast wäre? (denn der Sohn hatte vorgegeben, er sey schon zugegen.) da lauffet der Herr Sohn abermahl in den Hof, und zunöthigt und zubittet sich an dem Monf. Storch, daß er

sich doch einstellen möchte / ehe das Essen kalt würde, daß er wohl, ich weiß nicht, wen? mit solchen guten Worten hätte bereden sollen, aber alles vergebens. Dannenhero er zum Vater kömmt, und spricht: Er solte doch hinaus gehen, und versuchen, ob er den Gast könte bereden / zu Tisch zu kommen, er wüste nicht, warum er nicht kommen wolte? ob ihm irgend die Frau gestorben, oder auf der Reise kranck worden sey? denn er wäre allein auf dem Neste, und plapperte das hunderte ins tausende, daß er nicht verstehen könte, was er redete. Da hatten die Eltern erst die Thorheit des Sohnes gemercket, und ihn alsdenn noch ferner um die Sache gefragt, woher er auf die närrischen Gedancken kommen sey, hatten es ihm aber doch kaum wieder ausreden können. Eben nun, wie dieser ietzt beschriebene Ertznarr gewesen / so sind alle die, welche nach vorgesetztem Punct sich für Zahnweh præserviren wollen.

Das 81. Capitel.

Wenn man früh Morgens ausgehet / und betritt mit dem rechten Fuß die Thür-Schwelle / so hat man des Tages Glück.

Ja, Hanß-Wurst, verlaß dich gewiß darauf! stolpere aber nicht irgend drüber weg / daß du hernach nicht weist, welcher Fuß die Schwelle betreten hat? oder siehe dich für, daß die Nase nicht eher drauf komme, als der rechte Fuß, du möchtest sonst um dein Glück kommen. Jedoch

meyne ich, des Glücks, das hieran verlohren gehen soll, wird nicht über drey Heller werth seyn. Ich möchte aber wissen, was denn erfolge, wenn eines mit keinem Fusse die Schwelle betritt, sondern darüber hinweg schreitet, wie die meisten zu thun pflegen? Resp. Nichts erfolget darauf; denn nichts gewinnet nichts, und wer keinen Fuß auf die Schwelle setzt, der verlieret nichts. Ergò, weil niemand, der Schuh und Strümpffe trägt, oder anhat / die Schwelle mit dem Fusse betritt, sondern mit dem Schuh, der Schuh aber kan, wegen des täglichen Umwechselns, weder der rechte noch lincke seyn; so bleibt dieser Punct unter den abergläubischen Grillen stehen.

Das 82. Capitel.

Ein gebraucht Fuß- oder ander Bad soll man nicht ehe / als den andern Tag / ausgiessen / man giesset sonst das Glück mit hinweg.

Wie kömmt denn das Glück ins Bad, daß man es soll mit ausgiessen können? und wie kömmt es denn, daß es nicht des andern Tages eben, als wie am ersten, mit ausgegossen wird? Darum scheinet es, daß entweder hinter dieser Sache etwas sehr curiöses, oder was sehr närrisches stecken müsse. Zwar, ich vermeyne, es wird wohl bey dem letzten bleiben, denn es kömmt sicherlich närrisch gnug heraus daß man das Glück samt dem Schmutz und Koth soll mit Wasser können hinweg waschen, und auch, so man das Bad

bald

bald ausschüttet, mit hinweg schütten können. Noch närrischer aber lässet sich die Sache ansehen, wenn dafür gehalten wird, als ob das hinweg gewaschene Glück, so das Bad des Nachts unausgegossen stehend bleibet, aus dem Bade wiederum zurück wandere, und also dem nichts benommen werde, der gewaschen worden. Wenn demnach das nichts närrisches ist, so müste ich gestehen, daß ich nicht wissen müste, was närrisch sey. Wenn ich nun den Ursprung des gantzen Handels ansehe, so findet sich eine grosse Vermuthung, daß es von faulen Weibern oder Mägden herkomme, welche aus Faulheit des Abends das Bad nicht ausgiessen wollen, sondern fein mit langer und guter Weile den andern Tag auch noch mit zubringen. Wer hat wohl iemahls befürchtet, daß er sein Glück verlieren werde, wenn er in eine allgemeine Baderey ins Bad gienge? und doch gleichwohl könte und würde es nicht anders seyn, wenn wahr wäre, was dieser Punct lehret; denn in der Baderey wird ja ein jedes Bad alsobald hinweg gegossen, und bleibet keines durch die Nacht stehen. Also kan ein jeder abermahl sehen, wie theils super-kluge Weiber ein Hauffen unbesonnen Zeug erdencken.

Das 83. Capitel.

Wenn man eine unversehens gefundene Felge von einem alten Rade im Nahmen der H. Dreyfaltigkeit in die Scheune wirfft, so thun die Mäuse dem Geträyde keinen Schaden.

Daß in der kurtzen Zeit, so lange man die Felge in die Scheune wirfft, die Mäuse dem Geträyde wenig Schaden thun/ das ist eine ausgemachte Sache, denn die Zeit des Einwerffens bestehet etwa in einer Minute, und in einer so kurtzen Frist kan der Schade, den die Mäuse thun, nichts austragen. Also, wenn dieser Punct in solchem Verstande genommen wird, möchte er wohl seine Richtigkeit haben. Ob aber nach dem Einwerffen einer solchen Felge die Mäuse werden Hunger leiden, oder gar aus der Scheune weichen, darauf wolte ich nicht einen Strohhalm verwetten? und vermeynte ich, ein Bauer könte eine Rade-Felge wohl in die Scheune werffen, ohne den Nahmen der hochgelobten H. Dreyfaltigkeit zu mißbrauchen. Dahero ein ieder, der dieses thut, gewiß versichert seyn mag, daß ihn GOtt deswegen nicht wird ungestrafft lassen, sintemahl dieses gar keine Verrichtung ist/ dabey der Nahme der H. Dreyfaltigkeit zu gebrauchen vonnöthen, oder zugelassen sey. Alles was hier bey diesem Punct angegeben wird, ist verdächtig; denn warum muß oder soll es eine Rade-Felge seyn? Was hat denn ein Rad und die Mäuse vor eine Antipathie? Warum soll es denn eben eine von ohngefehr gefundene Rade-Felge seyn? Und warum thut nicht eine iegliche dergleichen Würckung? Wer Verstand hat, der wird leicht hierbey mercken, daß hierunter eine List eines verschmitzten Betrügers stecke, denn der tausende wird keine solche Felge ohneversehens finden, also wird einem schwer fallen dieses Mittel wieder

der die Mäuse zu gebrauchen. Zu erbarmen aber ists, daß der allerheiligste Nahme des dreyeinigen GOttes zu solchen losen unnützen Possen so verunehret wird, und wäre besser, daß sie sich bey närrischen Beginnen, auch närrischer Nahmen gebrauchten. Ach GOtt! der theure Nahme dein muß aller Boßheit Deckel seyn, du wirst einmahl aufwachen.

Das 84. Capitel.

Ein von zusammen gebettelten Pfennigen gemachter silberner Ring an Finger getragen / hilfft wider allerhand Kranckheiten.

Warum muß es aber eben ein Ring werden, wenn er helffen soll, könten denn die Pfennige auf blosser Haut getragen es nicht auch thun? Und solte ich vermeynen, es müsten es die Pfennige vielmehr thun, wenn von dem Betteln die Krafft zu Vertreibung derer Kranckheiten herkommen solte. Hingegen ist zu besorgen, daß das Silber, ob es auch gleich vom Betteln eine verborgene Krafft hätte, im Feuer und Schmeltzen solche wieder verlieren müsse, und kan dannenhero ein anderer silberner Ring eben so viel Krafft haben, als einer von zusammen gebettelten Pfennigen. Damit aber die abergläubische Gauckeley einen Schein bekommen möge, so müssen es zusammen gebettelte Pfennige seyn. Unterdessen hilfft ein solcher Ring keinem Patienten nicht das allergeringste, ob dieser gleich noch

so sehr darauf hoffet, hingegen aber werden rechtmäßige und von GOtt verordnete Medicamenta verabsäumet, und zu des Patienten Verderben hindan setzt. Solte das nicht heidnisch und unchristlich verfahren heissen? Wer aber erfindet solche Dinge? Resp. Theils alte Nasenweise Weiber. Wer giebt aber diesen solche Dinge ein? Resp. Der Teufel, dem sie gern und begierig dienen, und der wird sie, wenn sie sich nicht bekehren, endlich auch holen.

Das 85. Capitel.

Einem Kinde soll man seinen Badewisch nicht offt fortlegen/ es hat sonst im Alter nirgend eine bleibende Stelle.

SJeh doch, sieh doch! man muß doch alle Tage noch mehr lernen! Wäre es doch kein Wunder, man lernete sich unruhig? Denn es heist:

Der, so viel kan, muß auch viel thun,
Kan dannenhero wenig ruhn.

Und ein unruhiger Mensch hat nirgend eine bleibende Stelle; ein Holtzhacker oder Besen-Binder aber der bleibet fein im Lande/ und nähret sich redlich. Mich wundert aber doch gleichwohl, wie die alten Weiber für ihren vielen Künsten können Ruhe behalten? Zwar worinnen bestehet ihre Ruhe? im herum-lauffen und Avisen vertrödeln, Mägde und Gesinde verführen, Eheleute und Nachbarn zusammen hetzen, und so fort, daß mancher ehrlicher Mann oder Frau solchen

chen alten Drachen-Huren lieber die ewige Ruhe wünschen möchte/ als täglich von ihnen verunruhiget zu werden. Auf daß ich aber nicht zu weit von dem vorhabenden Punct abweiche/ so wende ich mich wieder zum Badewisch. Dieser nun ist nichts anders, als ein von Stroh gemachter Ring, den die Weh-Mütter in die Bade-Molder legen, wenn sie ein Kind baden wollen, breiten hierüber einige Windeln, und legen alsdenn das Kind mit dem Köpffgen auf diesen mit Windeln bedeckten Stroh-Ring, und dieses heist des Kindes Badewisch. Wenn denn dieser Badewisch nicht an einem gewissen Ort geleget, sondern bald hier bald dorthin geschmissen wird/ so halten alsdenn die Weh-Weiber, wie auch theils abergläubische Mütter dafür, ein solch Kind werde in seinem gantzen Leben wenig Bleibens an einem Orte haben, sondern bald hier und dort sein Heyl und Glück suchen/ und doch nirgend keine bleibende Stätte finden. Es ist arg genug; hat denn irgend Eva des Cains Badewisch auch herum geworffen, weil GOtt ausdrücklich Gen. 4, 12. zu ihm sagt: Unstet und flüchtig solt du seyn auf Erden! Ach nein! ich finde daselbst gantz andere Ursachen; vom Badewisch wird nichts gedacht. Ich will zwar hiermit keine Application von Cain auf manchen ehrlichen und unglücklichen Menschen gemacht haben/ der sich unruhig durch die unruhige Welt hindurch winden muß/ als ob eben diese auch ihr unruhiges Leben mit Blutschulden verursachet hätten wie Cain; Nein, sondern nur die falsche Mey-

nung vom Badewisch zu zernichten. Zwar giebt es gleichwohl noch immer solche unstete und flüchtige Cains-Brüder, welche wegen Mord und Dieberey sich nirgend beständig aufhalten dürffen/ und jaget sie ihr böß Gewissen offt von einem Orte wieder fort, da sie sich noch nicht einmahl haben nieder gesetzt. Ob nun zwar diese mit unserm vorhabenden Punct gar nichts zu thun haben sollen, so ist doch auch gewiß, daß ein Badewisch in diesem Fall auch nicht das allergeringste an einen Menschen effectuiren kan, und bleibt demnach ein loser Weiber-Traum.

Das 86. Capitel.

Wenn ein Paar sollen getrauet werden/ soll der Bräutigam vorher/ ehe sie in die Kirche gehen/ das Bier-Faß anzapffen/ und den Zapffen zu sich stecken/ sonst können ihm lose Leute einen Possen thun/ daß er der Braut die eheliche Pflicht nicht leisten kan.

WEr ein wenig mehr als buchstabiren gelernet hat, der wird leicht mercken können, daß dieser Punct nicht eben eigentlich nach den schlechten Worten darff verstanden werden; sondern es scheinet, daß der Erfinder solchen anfänglich gleichsam als ein verblümt Rätzel habe aufgesetzt/ mag aber wohl zu weit gegangen seyn. Allein diesem ungeachtet giebt es einfältige Schöpse, welche solchen Punct mit abergläubischen Augē ansehen/ u. vor ihrem Kirchgang zur Trauung gar mit grossem

sem Bedacht in den Keller lauffen, und das Bier-Faß anzäpffen, damit sie den Zapffen zu sich steckē köñen; eben, als wie einige Stockfische mit dem Enten-Schnabel verfahren, wovon im 10. Cap. dieses 400. gehandelt worden. Aber, o albrer Schöps! freylich würdest du schlecht bestehen, wenn du den Zapffen zum Bierfasse nicht bey dir hättest. Es wird aber nicht verstanden der Zapffen zum Bierfasse, sondern der Schlüssel zur Braut-Casse; und ob du gleich jenen zu dir steckst, so dienet er doch nichts mehr, als ein Fürbild auf diesen abzugeben. Andere Leute werden dir den besorglichen Possen wohl ungespielt lassen, und magst den Bier-Faß Zapffen bey dir haben oder nicht. Intelligis noch nicht / so weiß ichs auch nicht.

Das 87. Kapitel.

Am Char-Freytage die Kleider an die Sonne gehenckt / so komen weder Motten noch Schaben drein.

DAs kan wohl seyn, daß am Char-Freytage, so lange die Kleider an der Sonne hängen, keine Motten hinein kommen mögen. Ob die Kleider aber auch die übrige Jahres-Zeit davon befreyet bleiben, dafür geb ich keinen Bürgen ab? Denn ob gleich am Char-Freytage die Kleider Christi sind unter denen Henckersbuben vertheilet worden, so ist es doch nicht darum geschehen, ob hätte Christus etwa mit seinen Kleidern unsere Kleider für dem Verderben erlöset. Nein, Christus hat uns Menschen vom Zorn GOttes

und

und ewigen Verderben durch sein Blut erlöset, aber diese Erlösung gehet weiter keiner Creatur an/ sie mag lebendig oder todt seyn. Drum ist es alles vergeblich, und eine Schändung des Leidens und Verdiensts Christi, wenn man am Char-Freytage so vielerley Aberglauben und Gauckel-Possen treibet. Wilt du aber wissen, warum mit Christi Kleidern also verfahren worden? so bedencke unter andern guten Andachten mit, daß es eines theils geschehen/ die Sünde unserer Kleider-Hoffart zu büssen, und dahero sollen wir uns für dieser Sünde desto fleißiger hüten, und bedencken, daß die Kleider nur von uns gebraucht werden sollen, unsere Blöse zu bedecken, oder unsern Maden-Sack für Kälte und Hitze zu verwahren, und zuletzt werden doch die Kleider selbst denen Maden und Würmern zu Theil; andern Theils sollen wir bedencken, wie wir die Kleider um des Sünden-Falls willen anhaben, und derer nicht bedürffen würden, so Adam nicht gesündiget, und uns um den Stand der Unschuld dadurch gebracht hätte; nun aber hat Christus unsere Schmach und Schande, mit seiner Blösse und nackenden heiligen unschuldigen Leichnam gebüsset, daß uns die von Adam angeerbte Schuld nicht zur Verdamniß gereichen kan. Hieran aber kehren sich weder Motten noch Schaben unsere Kleider zu zernagen. Ich will aber ein ander Kunststücklein lehren, wie die Motten und Schaben die Kleider nicht leicht fressen. Nehmlich wer es machen wird, als wie ichs mache, und lässet sich nicht mehr Kleider machen, als

er

er zur höchsten Nothdurfft bedarff, der wird empfinden, daß er seine Kleider selbst zerreissen wird, und darff sie nicht denen Würmern zur Speise ohne Noth hängen lassen. Wer aber des Geldes zu viel hat, und ist barmhertzig gegen die Motten, der mag etwas zu Unterhaltung der armen Würmer anlegen, und hat hierinnen seinen Willen.

Das 88. Capitel.

Am Char-Freytage Durst gelitten/ hilfft/ daß einem das gantze Jahr kein Trunck schaden kan.

WEnn mancher Schwein-Igel nicht mehr söffe, als er vertragen könnte, so würde ihm auch kein Trunck schaden, und würde nicht Gelegenheit nehmen dürffen/ am lieben Char-Freytage abergläubischer weise Durst zu leiden, womit er sich doch nicht länger præserviren kan, als allein diesen Tag, da er Durst leidet. Denn ob einer gleich am Char-Freytage nicht getruncken hätte, und träncke den nechsten Sonnabend/ oder auf Ostern, mehr als seine Natur sonst vertragen könnte, oder auch ein ungesund Geträncke, so wolte ich ungescheuet mit ihm wetten, daß ihm dieses so wohl schaden würde, als wenn er am Char-Freytage viel getruncken. Mancher leidet in der Absicht am Charfreytage Durst, auf daß ihme hernach das Jahr kein böser Trunck schaden solle/ wagt es dannenhero drauf loß, und säufft zuweilen alles ohne Scheu in sich hinein, davon er endlich auf der Nasen liegen bleibt, und

die

die Erde kauen muß. Da mag man denn wohl sagen, er habe auf Gnade gesündiget, und sey Frevel mit Ungenade belohnet worden. Es ist ja GOtt zu erbarmen, wie mancher Mensch den lieben Char-Freytage zu allerhand abendtheuerlichen Aberglauben anwendet. Da werden vor der Sonnen Aufgang Diebs-Zähne (GOTT weiß, mit was für Worten) calciniret, auf daß man, so diese unter Schieß-Pulver gemenget werden, damit gewisse Frey Schüsse thun könne. Man gehet an diesem Tag barfuß, daß man hernach das Jahr in keinen Dorn treten will. An diesem Tage soll es besser seyn, Grentz- oder Rehn-Steine zu setzen, als andere; und was dergleichen für unzähliche Händel mehr getrieben werden. Es hat unsern liebsten Heyland an diesem Tage gedurstet nach unserer Erlösung, und nach unserer Versöhnung mit seinem himmlischen Vater; wornach dürstet aber einen abergläubischen Menschen, wenn er Durst leidet? sicherlich nicht so sehr nach seiner Seeligkeit, als vielmehr nach einem Pommerischen Soff Bier; und dennoch soll dieses Durstleiden eine Nachäffung seyn des unbeschreiblichen Dursts, den der HErr JEsus für uns gelitten hat. Daß GOtt dieses alles ungestrafft lassen solte, glaube ich nicht.

Das 89. Capitel.

Wenn ein paar Leute zur Copulation geführet werden/ soll sich auf dem Kirch-Wege der Bräutigam oder die Braut nicht umsehen/ es ist nicht gut.

Ist

JSt es nicht gut / so sey es nicht gut! wenn ich spräche, es wäre gut, wenn sich Braut und Bräutigam auf dem Kirch-Wege umsehen, so würde man mich alsbald fragen, worzu es gut wäre? Ich aber gebe zur Antwort: ich wüste es nicht; würde man wohl meinetwegen sich ohne Noth umsehen, und etwas guts davon gewarten? ich zweifele fast sehr. Also auch, wenn ich hier frage, warum ist es nicht gut, daß sich Braut oder Bräutigam umsehen? so bekomme ich keine andere Antwort, sondern es heist, man habe allezeit gehört, es sey nicht gut, was es aber übels nach sich ziehe, das wisse man nicht. Soll man sich denn auf solch alber Gewäsch in vergebliche Furcht setzen lassen? Wenn sich der Bräutigam oder die Braut auf dem Kirch-Wege umsehen, so muß es was sonderlichs zu bedeuten haben, weil ausser dringender Noth sie auf diesem Ehren-Gange nicht leicht still stehen, und sich umsehen werden; wenn es aber aus dringender Noth geschicht, so kans freylich nicht gut seyn, denn alles, was aus Noth geschicht, ist nicht für gut zu achten. Also wäre dieser Punct zwar richtig: Wenn aber das Umsehen ohngefehr, oder aus freyen Willen, oder wegen Ankommung eines angenehmen Hochzeit-Gasts geschicht, so bedeutet es gar nichts. Darum, wenn iemand fürgeben will, eine Sache sey nicht gut, so muß es die Ursach und Unterschied auch darbey betrachten, sonst ist das Fürgeben nichts nütze. Ists nicht wahr, wenn der Bräutigam schon auf dem Wege zur Trauung wäre / und es lieff ihm eine Magd

nach

nach, und sagte ihm, die Braut wäre in Ohnmacht gefallen, und der Bräutigam sehe sich um nach ihr, wer wolte nicht sagen, es sey nicht gut gewesen, daß er sich umsehen müssen? daß unser Punct aber will, als sey das Umsehen schlechterdings nicht gut, das ist ein närrischer Aberglaube.

Das 90. Capitel.

Ein paar neue Ehe-Leute/ wenn sie von der Trauung heimgehen/ sollen sie eine schwartze Henne voran zu der Hauß-Thür ins Hauß einlauffen lassen/ so wird alles besorgliche Unglück auf die Henne fallen.

Es ist eine gar bekannte Sache und Meynung, daß Hexen und andere böse Leute zuweilen, ein- und andern Schaden zuzufügen, etwas auf den Weg, unter die Schwellen der Thüren, oder sonst anderswo hin zu vergraben oder zu bringen wüsten, daß der, der am ersten drüber gienge, einen Unfall davon bekäme; dahero man auch offt vernimmt, wenn etwa iemand einen ungemeinen Zufall von Lähmung und dergleichen bekömmt, er sey über eine böse Spur kommen, es hätte aber einem andern gegolten, aber dieser sey zu seinem Unglück erst drüber kommen, 2c. Nun sind unter dem gemeinen Volck Braut und Bräutigam, am Tage ihrer Hochzeit, in lauter unnöthiger Furcht, Argwohn, Mißtrauen und abergläubischen Gedancken, darum sind sie auch bekümmert, daß ihnen böse Leute bey dem Eingange

gange in ihr Hauß irgend möchten etwas in die Thür oder in Weg gethan haben, dadurch sie Schaden leiden könten, darum lassen sie eine Henne voran lauffen, aus abergläubischen Vertrauen, ob würde das ihnen zubereitete Unglück solchergestalt auf die Henne kommen. Aber das alles sind falsche vergebliche Einbildungen, und rühren daher, wenn man in seinen Vertrauen zu GOtt keinen rechten Grund gelegt hat, und im übrigen von schlechtem Verstande ist. Denn wenn man diesen Punct gleich nur nach der gesunden Vernunfft und mit natürlichen Verstande überlegt, so findet man lauter alber Zeug und Unbesonnenheit. Wär es ja was, daß böse Leute denen neuen Ehe-Leuten etwas in den Weg thun wolten, so könten sie es ja wohl thun, wenn sie in die Kirche aus dem Hause giengen, als wenn sie aus der Kirche ins Hauß gehen. Zum andern dürffte ja nicht eben eine Henne zu Verhütung des besorgenden Unglücks voran lauffen, sondern es würde eine iede lebendige Creatur darzu geschickt seyn. Drittens ist es nicht natürlich, daß dasjenige, was böse Leute in Weg gethan haben, könne accurat eben den Augenblick, da die erste lebendige Creatur darüber hingehet, seine Würckung in dieselbe schicken, daß hernach von solcher bösen Würckung nichts mehr solte übrig seyn, iemanden weiter zu schaden; anderer Bedencklichkeiten mehr vorietzo zu geschweigen. Woraus bey reiffer Uberlegung sattsam zu ersehen ist, daß dieser vorhabende Punct ein lauterer alter Weiber-Fratzen sey. Darum wird er

auch niemahls von rechtschaffenen verständigen Leuten practiciret werden.

Das 91. Capitel.

Wenn man von einer Stadt oder Wohnung zu der andern ziehet/ und verlieret unter Wegens Brodt/ so wird man hinfort alle Nahrung verlieren.

WEr sonst ohnedem geartet ist, daß er stracks aus einer ieglichen Begebenheit ein omen macht, bey dem ist es kein Wunder, daß er Sorge trägt, wenn er bey dem Fortzuge Brodt verlieret, zumahl, wenn sonst nichts mehr verlohren würde, als alleine das Brod, so würde es desto mehr zu bedencken geben; Und wäre auch nicht eben gantz und gar in Wind zu schlagen, sintemahl man freylich zuweilen gewisse Vorbedeutungs-Zeichen bekömmt, die aber selten in Acht genommen werden, als biß die Bedeutung kömt, alsdenn gedenckt man erst an das, was geschehen ist. Hingegen, wenn sich etwas zuträgt/ welches man für ein Vorbedeutungs-Zeichen ansiehet/ darauf erfolget gemeiniglich nicht, was man besorget. Wenn ich nun beyde Fälle betrachte, so finde ich, daß man besser thue, wenn man sich über nichts so grossen Kummer mache, und sich vor der Zeit besorge, sondern, wenn ja etwas scheinbares sich ereignet, man die Sache GOtt heimstelle, und darbey gedencke, weils eine Sache sey, die sich natürlicher Weise zutragen könne, so seys ohngefehr geschehen,

geschehen, zumahl, wenn der Ausgang so beschaffen wäre, daß der Mensch mit seiner Sorgfalt keine Aenderung treffen könte: Und ist demnach Zeit genug, wenn man bey einbrechender Noth die Grillen zu machen bekommt. Hier bey diesem Punct heist es: Wenn man Brodt verliere, so würde man hingegen alle Nahrung verlieren. Nun frage ich, wenn einer beym Fortziehen Brodt verlöre, ob er auch den Untergang seiner Nahrung hintertreiben könne, oder nicht? kan er ihn hintertreiben, so muß er vorher wissen, durch was vor gute Anstalt: Weiß er es, so wird er es zweifels frey wissen, obgleich das Brodt nicht verlohren worden wäre; und müste dannenhero selbst Ursach seines Verderbens seyn, so er die Ursach dessen hintertreiben könte, und thäte es nicht; und hätte ihm demnach das Brodt-Verliehren kein Warnungs-Zeichen seyn dürffen. Wäre es aber Sache, daß er mit allen seinem Witz und Fleiß dennoch den folgenden Nahrungs-Mangel nicht hemmen könte, so sage ich, es sey desto vergeblicher, daß er das verlohrne Brodt vor eine böse Bedeutung hält. Denn was hilffts, wenn er sich diese Woche halb todt bekümmerte über das Ubel, das in einem halben Jahre erst zu besorgen ist? Es ist Zeit genug, wenn man das Creutz auf dem Rücken hat. Und also mache man nur von Verliehrung des Brodts sich nicht mehr Sorge, als über etwas anders, weil man jenes so wohl, als dieses, verlieren kan. Auch ist dabey zu beobachten, ob das verlohrne Brodt nicht aus muthwilliger Verwahrlosung

verlohren worden sey? In welchem Fall es auch keine Bedeutung haben kan. Zudem ist doch das andächtige Gebet ein Mittel wider alles Ubel.

Das 92. Capitel.

Wenn man in eine Stube gehen will/ soll man in der Thür nicht umkehren/ denn es ist nicht gut.

Worzu solte es auch gut seyn? Ich wüste nicht, daß ich iemahls gehöret hätte, daß das Umwenden unter der Stuben-Thür zu etwas gut wäre. Muß ich demnach wider meinen Willen hier in diesem Punct denen abergläubischen super-klugen Weibern Beyfall geben. Wenn sie dieses nun werden erfahren / so hoffe ich hierdurch wiederum in ihre Gnade zu rücken, woraus ich zeithero gantz verstossen gewesen. Hey! was frag ich denn auch wohl nach der super-klugen Weiber ihrer Gnade / wenn ich nur in der recht klugen ihrer verbleibe? Und solts auch gleich schwer hergehen, in dieser ihrer Gnade fest stehen zu bleiben, so achte ich doch solches wenig, und singe getrost: Die GOttes-Gnade alleine steht fest und bleibt in Ewigkeit. Daß aber gleichwohl die abergläubischen Weiber sollen wissen, daß ich ihnen in diesem Punct noch nicht beyfalle, so sage ich, es sey gut, wenn man sich in der Stuben-Thür umwende, und wills auch beweisen, daß es gut sey. Wenn iemand in eine Stube gehen will, und kehret unter der Thür wieder um,

um, so muß er Ursach darzu haben. Die Ursach mag beschaffen seyn, wie sie wolle, gut oder böß, so ist das Umkehren doch gut. Ist die Ursach gut, so kan das hiermit verursachte Umkehren an sich selbst nicht böß seyn; Ist aber die Ursach böß, so ist doch das Umkehren gut, weil man durch das Umkehren beschäfftiget ist, das böse zu verbessern. Z. E. Du giengest zur Stuben-Thür ein, indem du aber unter der Thür noch wärest, fiel dein Kind aussen im Hause, und fieng an zu schreyen, das wär die Ursach, daß du unter der Thür umkehretest, und diese wäre also nicht gut; daß du aber umkehrest, und das Kind aufhebest, kan ja nicht böse seyn, sondern ist gut, und besser, als ob du fortgiengest, und liessest das Kind liegen. Wilt du mehr Exempel haben, so dencke ein wenig nach.

Das 93. Capitel.

Wenn ein Weib den Schnupffen hat, soll sie in ihres Mannes Schuh riechen.

WArum soll sie denn in des Mannes Schuh riechen? Resp. Wenn sie den Gestanck der Schuhe nicht empfindet, so weiß sie gewiß, daß sie den Schnupffen hat; so sie ihn aber riechet, so ist der Schnupffen vergangen. Dieser Punct aber weiset eigentlich und hauptsächlich dahin, daß, wenn das Weib in des Mannes Schuh riechet, ihr hiervon der Schnupffen vergehen soll. Woraus abzunehmen ist, was vor unglaubliche Kräff-

te alles, was von den Männern ausgehet, hat, daß auch wenigstens der Gestanck ihrer Füsse, s. v. ein Mittel ist wider der Weiber Schnupffen. Darum die Weiber wohl Ursach haben, die Männer hoch zu achten. Und wiewohl ichs nicht vor rathsam achte, daß die Männer ihre Weiber mit Füssen treten möchten, so vermeyne ich doch, daß, wenn es ja von einem einmahl geschehen solte, sich das Weib eben nicht zu sehr werde darüber zu beschweren haben, weil sie ja ohnedem die Lieblichkeit ihrer Füsse so hoch achten, daß sie auch nur die Schuhe, darinnen die Füsse gesteckt, zum Geruch gebrauchen. Muß nicht eine Lieblichkeit in der Männer Schuhen stecken, zumahl, wenn die Männer des Tages 6. biß 7. Meilen Botschafft gelauffen sind? Aber eines kömmt mir gleichwohl verdächtig für: Wenn der Männer Schuh sollen die Krafft haben, daß sich die Weiber den Schnupffen damit vertreiben können, da doch Männer offt selbst sehr genug mit dem Schnupffen beschweret sind, wie kan denn dieses wohl möglich seyn? soll denn das sal volatile ex pedibus virorum nur seine kräfftige Würckung alleine auf die Weiber haben, nicht aber auf die Männer selbst? das will mir nicht recht glaublich scheinen. Von dem Thiere Alce, oder Elend, ist bekannt, daß dessen Füsse oder Klauen sollen sehr dienlich seyn wider das Fresel oder schwere Noth, da doch das Elend-Thier selbst mit dieser schweren Kranckheit sehr offt soll überfallen werden; daß demnach dieses wohl zu einem Exempel dienen könte, wenn der Männer Schuhe zwar denen

nen Weibern den Schnupffen vertreiben könten, da doch die Männer selbst mit dem Schnupffen beschweret würden. Allein, mit dem Elend-Thier hat es die Bewandniß, daß, wenn es die schwere Plage an sich merckt, so kratzt es sich mit dem lincken hintern Fuß hinter dem lincken Ohre/ und vertreibt sich die schwere Noth. Von unsern Männern aber höret man nicht, daß sie an ihre eigenen Schuhe röchen, sich damit den Schnupffen zu vertreiben. Also ist zu schliessen, daß dieses Mittel nur den Weibern allein helffen müsse. Drum riecht euch nur satt, ihr lieben Weiber, biß euch der Schnupffen vergehet.

Das 94. Capitel.

Einen eingestochenen Splitter soll man zerkauen/ sonst kan er noch mehr schaden.

DAs kan wohl nicht fehlen! Denn wenn der eingestochene Splitter kan zerkauet werden, so muß er wieder heraus gezogen worden seyn. Wäre er aber nicht wieder ausgezogen, so könte er freylich in der Wunde noch manche Schmertzen verursachen/ oder weiter schaden; so der Splitter aber nur einmahl aus der Wunde heraus ist, so wird er niemand weiter stechen/ denn da er zum ersten mahl eingestochen worden/ da hat er an einem Ende fest gestanden, daß er gar beqvem hat eingestochen werden können; nun aber, da er loßgebrochen ist, müste es wunderlich zugehen/ wenn ihn iemand noch einmahl ein-

 stechen

stechen solte. Mag demnach ein eingestochen gewesener- und wieder ausgezogener Splitter gekäuet werden / oder nicht, so wird man sich ferner von ihm keinen grossen Schaden zu befürchten haben. Zwar mercke ich wohl, wohin die abergläubischen Weiber mit diesem Puncte zielen, nehmlich, sie wollen damit zu verstehen geben, daß das Käuen eines eingestochenen und heraus gezogenen Splitters gleichsam die Eigenschafft haben soll, als etwa das Unguentum Sympatheticum, oder die Waffen-Salbe, daß die von dem Splitter gemachte Wunde alsdenn glücklicher und ohne Gefahr sich zur Heilung schicken würde; hingegen, wenn der mit Blut besudelte Splitter an einen unreinen Ort geworffen würde, wohl dadurch der Wunde eine Fäulung, inflammation oder ander Unheil könte zugezogen werden. Hieraus erhellet, wiewohl sich die Weiber (ich verstehe nur die super-klugen) auf die sympatheeischen Curen verstehen.

Das 95. Capitel.

Wer an einem Freytag eine Lauß todt schlägt/ der bekömmt hingegen neune davor wieder.

Schade ists, daß es mit denen Schweinen oder Pohlnischen Ochsen nicht auch also angehet! ey wie würde es alle Freytage an ein schlachten gehen, und wie würde mancher zu wenig Raum finden, die aus einem Pohlnischen Ochsen oder gemasteter Sau bekomene 9. andern aufzustallen.

len. Was bekümmere ich mich aber viel um die Ochsen und Schweine, es lässet sich nicht wohl mit ihnen spielen? Lieber lasse ich die super-klugen Weiber sich mit den niedlichen Thiergen, den Läusen, herum schlagen, von denen werden sie nicht leichtlich gestossen, und multipliciren sich auch fein bald. Denn man dencke nur, wenn aus einer am Freytage todtgeschlagenen Lauß 9. andere an dero Stelle erscheinen, wie geschwinde eine kan zu einer gantzen Million kommen/ zumahl wer s. v. einen feinen Grind-Kopff voll am Freytage todt schlüge. Aber höret doch, ihr super-klugen Weiber! sagt mir doch, ob es euer Ernst sey, daß ihr gläubet, ob bekämet ihr 9. andere Läuse vor eine/ die am Freytage todt geschlagen werde, oder schertzet ihr? Denn das Ding kömmt mir trefflich verlogen für, und kan ichs nicht glauben, wenn ich auch mein Lebtag keine Lauß solte mehr kriegen. Erstlich macht sich die Sache verdächtig/ weil nur am Freytage das Wunderwerck sich soll zutragen, eben als ob ein anderer Tag nicht so gut wäre, als dieser? Zum andern, kömmt es gar verlogen heraus, daß eben 9. andere Läuse vor eine werden sollen. Wer hat denn eben so genau drauf gemerckt, daß nicht mehr und nicht weniger werden? Mit einem Worte, dieser Punct ist s. v. erlogen. Und weil im 59. Cap. des dritten Hundert fast eben dergleichen Materia abgehandelt ist, so sey es hier genung.

Das 96. Capitel.

Wer die Drey Heil. Abende/ als an Weyhnacht-Neu-Jahr und H. Drey-König-Abend/ Geld zehlet/ dem wird es das gantze Jahr am Gelde nicht mangeln.

Es sagte einst ein Bettel-Weib, da sie zum ersten mahl im Jahre den Storch sahe/ und ich ihr nur selbigen Augenblick eine Gabe gegeben hatte: GOtt Lob und Danck, daß ich Geld bey mir habe, weil ich den Storch ietzt zum ersten mahl sehe/ nun werd ich das gantze Jahr keinen Mangel an Gelde haben! Es giengen aber kaum acht Tage dahin, so hatte ich das Weib wieder vor der Thür/ mich um ein Allmosen ansprechend; ich stellete mich aber gegen ihr/ als ob ich ihr nichts zu geben Willens wäre. Da sie aber so sehr anhielt, sagte ich, sie solte sich schämen, daß sie mich um einen Pfennig anspräche, da sie doch mehr Geld hätte als ich; Sie aber sprach: GOtt solte mir vergeben, daß ich so redete, sie wäre eine blutarme Frau, und hätte keinen Groschen in ihrer Gewalt; Ich sagte aber ferner, daß ich aus ihrem eigenen Geständniß wüste, daß sie mehr Geld hätte als ich, denn mir mangelte Geld, ihr aber keines; Sie hätte ja vor acht Tagen, als sie den Storch gesehen, gesagt, daß ihr nun das gantze Jahr kein Geld fehlen würde, weil sie zu selbiger Zeit nicht ohne Geld gewesen sey. Hierauf antwortete sie: Sie hätte sonst viel

darauf gehalten, aber nun sehe sie, daß es nicht einträffe, und wolte auch nicht mehr daran glauben. Ach wolte GOtt, daß alle abergläubische Narren in der Welt mit ihren abergläubischen Thorheiten also zur Erkänntniß kämen, und mit Gelegenheit überwiesen würden! so würden diejenigen/ welche nach ietzt vorhabenden Punct glauben, daß sie das gantze Jahr genug Geld hätten, so sie bemeldte Drey-Heil. Abende Geld zehlen würden/ ihre thörichte Einbildung bald fahren lassen. Ja ich setze den Fall, daß du keinen Mangel durchs gantze Jahr an Gelde hättest, was wäre es denn? O du Narr! wenn du auch gleich die gantze Welt gewönnest, und nehmest Schaden an deiner Seelen, was hätte dichs wohl geholffen? Oder auch, wenn du nun heuer in diesem Jahre keinen Tag einigen Mangel an Gelde hättest, du müstest aber folgendes Jahr in äusserster Armuth dein Leben enden, was hättest du denn vor Nutzen davon, daß dir ietzt nichts gemangelt hätte? Ach/ siehe lieber zu/ daß du diese Drey-Heil. Abende in seinen Geist-reichen Büchern liesest, und aus GOttes Wort das gantze Jahr/ zu Erbauung deiner Seelen, deiner Kinder und Gesind, und deines Nechsten, etwas erzehlen, nicht aber Geld zehlen kanst/ und trachte am ersten nach dem Reiche GOttes, und nach seiner Gerechtigkeit, so wird er dir, wenn es dir nicht an deiner Seelen Seeligkeit hinderlich seyn wird, auch wohl Geld zu zehlen geben, so viel dir von nöthen seyn wird.

Das 97. Capitel.

Wenn iemand Feuer aufschläget/ und es siehet ein anders zu/ so fängt der Zunder nicht.

MAnche Leute haben die Art, daß sie in ihrer ordentlichen Arbeit, die sie doch sonst alleine ohne Tadel verrichten, nichts Guts verfertigen können, wenn ihnen iemand an der Seiten stehet, und zu siehet, und wird mir es ohne Zweifel wohl mancher gestehen müssen, daß sich eine Arbeit viel besser und geschickter vollbringen lässet, wenn man gantz alleine ungestöret, und ohne Furcht eines Tadlers dran ist. Also mag es auch wohl seyn, daß eines/ das ein Licht anzünden will, und iemanden neben sich weiß, der ihm genau Achtung auf die Hände giebt, das Aufschlagen des Feuers mit besserer Geschickligkeit, als es sonst gewohnet ist, zu verrichten vermeynet, aber hiermit nur aus seiner ordentlichen Gewohnheit kömmt, daß gar nichts daraus wird. Denn natürlicher weise kan das Zuschauen eines andern weder den Zunder, noch den Stein noch Stahl verderben. Daß aber dieser Punct ein offenbahres Mährlein sey, erhellet daraus, weil sich täglich hin u. wieder das contrarium ereignet, und ich selbst zugesehen, wie manchmahl gar geschwindt der Zunder gefangen hat/ manchmahl auch nicht fangen wollen. Wenn er aber nicht hat fangen wollen, so bin ich oder ein anders, das zugesehen, nicht Schuld daran gewesen, sondern es ist entwe-

weder der Zunder schon so lange gebraucht gewesen, daß er nicht mehr fangen können, oder der Feuerstein ist stumpff gewesen, daß er kein Feuer geschlagen hat. Wenn denn die Magd, oder eine andere Person, über solchen langen Picken zu letzt ungedultig worden ist, so haben ihr die Zuschauer gehindert, dannenhero sie aus Ungedult manchmahl gesprochen: man solle sich hinweg packen, sie könne kein Licht aufschlagen, wenn so ein Geständere um sie wäre. Solche Ungedult machet aber deßwegen den Aberglauben nicht wahr.

Das 98. Capitel.

Wenn ein schwanger Weib über eine Rinne/ dadurch eine Glocke gegossen wird/ springet/ so befördert es ihre Geburt.

WIewohl die Stück- und Glocken-Giesser manchmahl auch gar abergläubisch bey ihrem Giessen sind/ sonderlich, da mancher nicht viel nähme, und ließ eine Weibs-Person sich hinzu nahen, wo er etwas giessen will, in Besorgung, sie möchte ihre menses haben, welches, (wie mancher fest glaubt) zu gäntzlicher Verderbung seines Gusses Ursach geben würde: Dennoch glaube ich, daß auch einige verständige Stück- und Glocken-Giesser auf diese Albertät nichts halten, und das Weibs-Volck ohne Sorge mit zusehen lassen. Da es denn wohl einmahl kan geschehen seyn, daß ein hochschwanger Weib einem solchen Glocken-Guß mit zugesehen hat,

hat, und wer weiß, wo sie etwa gestanden hat, daß sie von ihrer ersten Stelle, aus höchst-dringender Noth, hat weichen, und über die mit feurigen Metall fliessende Gieß-Rinne springen müssen/ worauf sichs denn wohl kan begeben haben, daß das ohnedem zur Geburt schon zeitige Kind, um der Mutter Schrecken und der von dem heissen Metall zu der Geburt und Mutter dringenden aufsteigenden Wärme willen, sich desto besser zur Geburt geschickt hat, und an das Tage-Licht glücklicher kommen, als vielleicht besorget worden. Dennoch aber, ob gleich dieses sich ja einmahl auf diese Art solte zugetragen haben, so folget doch deßwegen noch nicht, daß diese Probe bey andern auch so eintreffen werde. Und wenn ich ja zugeben müste, das etwas von diesem Dinge zu halten sey, so soll mich doch nimmermehr kein Mensch überreden, daß es eben geschehen müsse, wenn eine Glocke gegossen würde, nicht aber bey Giessung eines Stücks, Mörsers, oder etwas anders. Denn wenn hier ja etwas die Geburt befördert, so kan es nichts anders seyn, als die sulphurischen warmen Dünste des Veneris oder Metalls. Und wird gleichviel seyn, ob es eine Glocke, ein Feuer-Mörsel, Geschütz, oder etwas anders ist. Und wie solte es auch kommen, daß die Geburts-Zeit eines Weibes, und die Giessung einer Glocken, so gleich zusammen treffen werde? sintemahl das letzte gar an wenig Orten fürgenommen wird, daß also unter viel tausend schwangern Weibern keine die Gelegenheit haben kan, sich dieses Hülffs-Mittels zu bedienen.

nen. Solte aber geglaubet werden, es dürffte eben nicht zu der Zeit des Gusses geschehen, daß das Weib über die Rinne spränge, sondern es möchte gleich vor langer Zeit schon dadurch gegossen seyn, so ist an der gantzen Meynung nicht ein Wort wahr, sondern für einen ausgemachten Aberglauben zu halten. Denn nur schlechterdings über eine kalte Gieß-Rinne hin zu schreiten, kan natürlicher Weise ohnmöglich die Geburt ehe befördern, als die Zeit der Geburt sonst von GOtt bestimmet gewesen. Derowegen soll ein schwanger Weib mit solchen abergläubischen Narren-Possen sich nicht versündigen.

Das 99. Capitel.

Wer einen Feind hat/ der kan solchen todt beten/ weñ er ein gantzes Jahr alle Morgen und Abend den 109. Psalm betet; hält er aber einen Tag innen/ so muß der sterben/ der da betet.

Welcher Teufel aus der Hölle will dir doch dieses zu glauben bereden? denn erstlich ist es nicht wahr noch möglich, daß man einen Feind auf solche Weise todt beten kan; zum andern ist es nicht recht noch der Christlichen Liebe gemäß; drittens ist es nicht rathsam, sondern dem Beter selbst nachtheilig. Nicht wahr noch möglich ist es, weil niemand seyn wird, der ein Exempel weiß, daß einer den andern auf solche Weise habe todt gebetet; und ob es auch sich zugetragen haben solte, daß einmahl einer, wider

den obgedachter Psalm wäre gebetet worden, bald darauf gestorben sey, so ist es doch noch lange nicht erwiesen, daß er eben um seines Gegners Betens willen hat sterben müssen; es ist ja ein ieder Mensch nichts eher unterworffen, als dem Tode, kan demnach wohl aus andern Ursachen gestorben seyn. Auch kan es nicht möglich seyn, weil GOtt alleine HErr über des Menschen Leben und Tod ist, GOtt aber wird einem rachgierigen Menschen, der schnurstracks wider den Befehl und Willen GOttes handelt/ eben auf diese Bitte, womit er sich wider GOtt und seinen Nechsten versündiget/ nicht aufhüpffen, und das Ziel des andern Menschen/ das ihme sonst zu seinem Tode beschieden ist, um einer rachgierigen Bitte Willen seines Feindes, verrucken oder verkürtzen; denn GOtt hat iedem Menschen sein Ziel gesetzt, das wird er nicht überschreiten. Verkürtzet kan es wohl werden durch gewaltigen Mord, aber das Gebet ist keine Anlegung der Hand, sondern es ist eine Bitte, welche an den allgewaltigen Richter alles Fleisches geschicht. Dieser Richter aber ist nicht unrecht, darum darff sich niemand der Erhörung getrösten, der etwas ungebührliches bittet. Weil aber die Begierde gantz unbillig ist, einen Feind todt zu beten, und gleichwohl nur der gerechte GOtt alleine Gewalt hat über der Menschen Leben, so ist es nicht möglich, daß um eines feindseligen Gebets willen sich GOtt bewegen lasse, wider seinen einmahl gefasten Willen zu handeln. Nicht recht ist es zum andern, weil es klar wider GOttes

tes Gebot läufft: Denn Christus will, daß man die Feinde lieben/ ihnen Guts thun, und für ihre Wohlfahrt bitten solle. Und GOtt sagt: Die Rache ist mein, ich will vergelten. Wer aber seinen Feind todt beten will, der will GOtt in seine Gerichte greiffen, sich auf GOttes Richter-Stuhl setzen, und sich selbst helffen. Nein, was würde einer anrichten, der vor einem Gerichte dem Richter nicht alleine fürschreiben wolte, wie er solte richten, sondern unterstände sich auch gar, auf den Richter-Stuhl zu sitzen, und das Amt des Richters selbst zu verwalten? Ich meyne, es dürffte ihm übel belohnet werden. Uber diß wolle man nur die Unbillichkeit bedencken, welche bey dem Todt beten fürgienge. Derjenige, der den andern todt beten will, muß ja am Leben seyn, und also hat sein Feind ihm ja das Leben nicht genommen; Nun setze ich aber den Fall, daß sein Feind ihn hätte um Amt/ Ehre, Haab und Gut gebracht, so ist es doch noch nicht an das Leben gangen; (wiewohl in weltlichen Rechten die Ehre und Leben in eine Classe wollen gesetzt werden) ein solcher unnützer Psalmist aber will jenem vor das verlohrne Gut gar das Leben nehmen. Ist denn das Auge um Auge/ Zahn um Zahn gefordert? Vergeltet nicht Böses mit Bösen, noch Scheltwort mit Scheltworten, sondern Böses mit Guten, ist Christi Wille; Aber hier vergilt man nicht nur Böses mit Bösen, sondern Böses mit Bösern oder noch Aergern, als Bösen. Ist das denn aber recht? Nein. Drittens ist solch Beten auch nicht rathsam,

sondern dem Beter selbst nachtheilig, weil er gar leicht kan selbst in das Grab geleget werden, das er seinen Feind zu erbeten vermeinet. Alsdenn wird seiner mit Worten billich gespottet: Er hat eine Grube gegraben, und ausgeführet, und ist in die Grube gefallen, die er gemacht hat ꝛc. Er wird ohne Zweifel, nebst seinem 109. Psalm auch allemahl das Vater-Unser beten; betet er es, so betet er, so lange er seinen Feind todt zu ten Willens ist, sich den Tod über seinen eigenen Halß. Denn er betet: Vergib uns unsere Schuld, wie wir vergeben unsern Schuldigern; das ist, wie er seinem Beleidiger vergibt, auf solche Art soll ihm GOtt auch verzeihen; nun aber, so er seinen Beleidiger todt haben will, so soll ihn GOtt auch mit dem Tode bestraffen. Aber man bedencke nur, was für ein grausamer Unterschied zwischen GOttes und des Menschen Thun sey? der Mensch kan zwar seinen Nechsten tödten, aber nur mit Beraubung des zeitlichen Lebens, GOtt aber kan mit dem zeitlichen und ewigen Tode straffen. Wenn nun ein solcher rachgieriger Todt-Beter in der fünfften Bitte betet: Miß mir GOtt mit dem Maaß, womit ich meinem Feind messe! Was meynet man wohl, wird GOtt auch gehalten seyn, eben so zu thun, oder ist nicht vielmehr zu besorgen, GOtt werde in dieses Maaß zum zeitlichen Tode auch den ewigen mit beylegen? Kömmt es denn so, wie allerdings zu besorgen, ey wie schrecklich übel hat man sich zu eignem Schaden gerochen? Wer sich nach GOtt-gefälligen Willen an seinem Beleidiger

und Feind rächen will, der bitte um des Feindes Wohlfart hertzlich, liebe ihn, thue ihm Gutes, vergebe ihm, und bete um seine Bekehrung; Hiermit thust du ihme, als wie ein Bader einem Badenden in einer Badstube thut, wenn der Bader feurige Kohlen nimmt, über solche Kohlen weiche Tücher hält, und dem Bade-Gast den nassen Kopff abtrucknet, und so zu reden feurige Kohlen aufs Haupt sammlet. Samlest du denn auf solche Weise, und mit solchem intent, als wie ein Bade-Gast, wohlmeynend feurige Kohlen auf deines Feindes Haupt, und dein Feind will dieses dennoch nicht erkennen, so sey versichert, daß GOtt die Kohlen, die du deinem Feind zum Wohlthun gesammlet hast, wird im Zorn anzünden und auf sein Haupt ein solches Feuer machen, daß er nicht wird erleiden können. Drum bedencke es wohl, auf welchem Wege man am sichersten gehet? auf dem ersten ist es gefährlich vor dich, und thust deinem Feind nichts; auf dem andern aber ist es für dich gut, und GOtt übet selbst mehr Rache für dich gegen deinem Feind aus, als du verlangest.

Das 100. Capitel.

Wer in der Christ-Nacht Heu stiehlt/ und davon dem Vieh giebt/ so gedeyet das Vieh/ und so er hernach stiehlt/ wird er nicht drüber begriffen.

DAs heist alsdenn ein glücklicher Diebstahl. Ey du schönes Glück, deine Herberge ist

neben dem Rade in freyer Lufft unter einem Balcken. Wie solte doch das Vieh von solchem gestohlenen Heu gedeyen? Es ist mit dem Vieh nicht anders, als mit dem Diebe selbst. Denn es heist: Dem Diebe schmeckt zwar das gestohlne Brodt wohl/ aber hernach wird ihm der Mund voll Kieselsteine, das ist, es gedeyet ihm nicht. Also kan es wohl seyn, daß dem Vieh das gestohlne Heu zwar wohl schmecket, (vielleicht, weil es vorher wenig bekommen, sondern mit Stroh hat vorlieb nehmen müssen) aber hernach/ wenn es das Maul angebracht, und mit solchem guten Futnicht continuiret wird, beißt es nicht gern wieder ins geringere an, und verdirbt auch wohl hernach, aus gerechten Verhängniß GOttes. Wenn aber das heissen kan, das Vieh gedeyet davon, so weiß ich nicht, was Gedeyen oder Verderben heist? Die andere Meynung, ob würde hernach ein solcher Heu-Dieb in einem Jahre über keinem andern Diebstahl ergriffen, ist ebenfalls ohne einigen Grund, und weil schon im 66. Capitel von dieser Diebs-Freyheit etwas abgehandelt worden, so will den Leser dorthin gewiesen haben. Ubrigens bitte, mit dieser schlechten, iedoch wohlgemeynten Arbeit vorlieb zu nehmen. Und so von dergleichen ein mehrers beliebig seyn solte, so bin ich ferner zu dienen bereit.

):(o):(

Inhalts-

Inhalts-Register

derer Aberglauben/ so in diesem vierdten Hundert widerleget worden.

Das 1. Capitel. Wer den Schlucken hat/der stecke ein bloß Messer in eine Kanne mit Bier, und trincke einen guten Trunck in einem Odem davon pag. 259

Das 2. Capitel. Wenn ein Krancker oder Sterbender Hüner-Tauben-oder andere Vogel-Federn unter sich hat, so kan er nicht sterben 262

Das 3. Capitel. Wenn der Wind wehet, so kan man solchen stillen, wenn man einen Mehl-Sack ausstäubet, und darzu spricht: Siehe da, Wind, koch ein Muß für dein Kind 265

Das 4. Capitel. Wenn man sich gewaschen hat, und trocknet die Hände an das Tisch-Tuch, so bekömmt man Wartzen 266

Das 5. Capit. Wenn die Glocken geläutet werden, und klingen dumpfig/ so stirbt gemeiniglich eines darauf 269

Das 6. Capitel. Wenn eine Braut getrauet wird, und regnet unter Wegens, so hat sie gewiß geweinet, scheinet aber die Sonne, so hat sie gelacht 270

Das 7. Capit. Wenn ein Weib Butter rühret, und kömmt iemand ohngefehr darzu, und zehlet die Reiffen am Butter-Faß von unten aufwärts, und nicht wieder von oben hinab, so kan das

das Weib keine Butter zuwege bringen, sie rühre/ so lang sie wolle 272
Das 8. Capit. Es ist nicht gut, wenn man über die Finger oder die innere flache Hand siehet 275
Das 9. Capit. Wenn man einem Wochen-Kinde zu allererst, an statt des Breyes, von einem rothen gebratenen Apffel zu essen giebt, so bekömmt das Kind rothe Backen 276
Das 10. Capitel, Wer einen Enten-Schnabel in seinen Hosen-Saum nähet, dem muß das Frauenzimmer gut seyn 278
Das 11. Capitel. Wenn man ein klein unmündiges Kind ein Würmgen, Jäckel, Ding und dergleichen heist, so beschreyet man es, daß es hinfort nicht gedeyen kan 281
Das 12. Capitel. Wen die Katze zu der Zeit, da sie sich putzet, ansiehet, der wird ausgemacht oder gescholten werden 283
Das 13. Capit. Wenn die Köchin das Essen lässet anbrennen, so ist sie verlobt oder versprochen 285
Das 14. Capit. Welche Jungfer die Katzen lieb hat, die bekömmt einen frommen Mann 288
Das 15. Capitel. Wenn eine schwangere Frau über ein Grab hingehet, so stirbt hernach ihr Kind 290
Das 16. Capitel. Wer Processe führet, und siehet seinen Gegenpart eher, als der Gegner ihn, wenn sie vor Gerichte gehen/ der behält Recht 292
Das 17. Capitel. Wer vor Gerichte etwas zu schaf-

schafften hat, und hat sein Messer bloß einge- steckt, der behält Recht 294
Das 18. Capit. Wer nicht wohl schlaffen kan / es sey ein Kind oder alt Mensch, dem soll man einen Ruhe-Wisch unter den Kopff oder das Küssen legen 296
Das 19. Capitel. Wenn man ein Vieh, das geschlachtet wird / beklaget, so kan es nicht ersterben 299
Das 20. Capit. Es ist nicht gut, wenn man das Brodt auf den Tisch legt, daß das aufgeschnittene Theil vom Tische schaue 301
Das 21. Capitel. Wer ein Gespenst höret, der soll sich nicht umsehen, sonst wird ihm der Halß umgedrehet 303
Das 22. Capitel. Am Tage Mauritii soll man keinen Weitzen säen, er wird sonst rußig 306
Das 23. Capitel. Es ist nicht gut, wenn man über den Kopff siehet 307
Das 24. Capit. Wenn am Tage Johannis-Enthäuptung in einen Baum gehauen wird, so muß derselbe verdorren 309
Das 25. Capit. Wenn man ein Brodt aufschneidet, muß man mit dem Messer selbiges unten mit drey Creutzen bezeichnen, sonst können die Hexen Theil daran haben 313
Das 26. Capitel. Wenn eine Magd Teig zu Brodte knetet, und greifft mit denen teigichten Händen einem jungen Purschen ins Gesicht, so bekömmt derselbige nimmermehr keinen Bart 315
Das 27. Capit. Wer zum ersten mahl bey einem

Huren-Kinde Gevatter wird, der hat Glück zum Heyrathen 317
Das 28. Capitel. Es ist nicht gut, wenn man es einem andern zutrinckt, und so man getruncken hat, dem andern den Krug oder die Kanne offenstehend giebt 319
Das 29. Capitel. Wer ein verlöscht Licht wieder anblasen kan, daß es brennet, das ist noch eine reine Jungfer oder Junggeselle 320
Das 30. Capitel. Wer ein Rad über den Thorweg macht, der hat Glück in seinem Hause 223
Das 31. Capitel. Wenn eine Sechswöchnerin aus einem Brunnen Wasser holet, so vertrocknet der Brunnen 325
Das 32. Capit. Wenn man einen Teller über der Mahlzeit umwendet, so können die Hexen Theil an derselben haben 327
Das 33. Capit. Eine zur Execution oder Scheiter-Hauffen geführte Hexe soll man nicht auf die blosse Erde lassen 328
Das 34. Capit. Wem Blattern auf der Zunge auffahren, der wird sogleich belogen. Derowegen soll er alsbald dreymahl ausspeyen, und dem Belüger alles Böse anwünschen 331
Das 35. Capitel. Wenn ein Krancker weinet, und vergiesset Thränen, so stirbt er des Lagers nicht 332
Das 36. Capit. In welchem Hause die Heymen oder Grillen sehr schreyen, da gehet es glücklich zu 334
Das 37. Capitel. Wer lange schläfft, der wird weiß, und ie länger man schläfft, ie weisser wird man 336

Das

Das 38. Capitel. Wenn ein Paar getrauet werden / und hat der Bräutigam oder die Braut einen Schaden an sich, so kan derselbe nimmermehr geheilet werden, sondern müssen ihn mit ins Grab nehmen 338
Das 39. Capitel. Wenn der Mond zum Fenster hinein in die Kammer scheinet, so zerbricht die Magd viel Töpffe 339
Das 40. Capitel. Wem etwas ins Auge fället / der speye dreymahl über den lincken Arm, so kömmt es heraus 341
Das 41. Cap. Wenn im Mertzen Nebel fallen / so kömmt den hunderten Tag hernach eine grosse Wasserfluth 342
Das 42. Cap. Es ist nicht gut, wenn man über die Nägel gehet 344
Das 43. Capit. Wenn ein Kinder-stillend Weib ein Knäblein stillet, und legt einer andern ihr Kind, das ein Mägdlein ist, an ihre Brust, so kriechen hernach diese zwey Kinder / wenn sie groß werden, in Unehren zusammen 346
Das 44. Capitel. Wer nur in einem Schuh o- oder Strumpffe gehet, der bekömmt den Schnupffen 348
Das 45. Capitel. Wenn das Feuer im Ofen platzet / so entstehet ein Zanck im Hause 350
Das 46. Capitel. So lange das Essen noch auf dem Tische prötzelt oder kochet, so lange wird die Köchin von ihrem Manne geschlagen 353
Das 47. Capel. Wem die Weiber wohl abgehen / und die Pferde wohl stehen, der wird reich 354
Das 48. Capitel. Wenn ein Licht von sich selbst

verlöschet oder ausgehet, so stirbt gemeiniglich eins im Hause 357
Das 49. Capitel. Wenn man an Blumen oder Kräntze riecht, die zu einem Begräbniß gehören, so verlieret man den Geruch 359
Das 50. Capitel. Wenn man von einem Roßmarin-Stocke etwas grüne Roßmarin einem Verstorbenen mit ins Grab giebt, so verdirbt der Stock, so bald die Roßmarin im Grabe faulet 361
Das 51. Capit. Wenn man Eyer isset, soll man die Schaalen nicht gantz lassen, sondern zerdrucken, sonst kan einer das Fieber bekommen 364
Das 52. Capitel. Einen Beutel von Maulwurffs-Fell, darein ein Wiedehopffs-Kopff samt einem Pfennig gesteckt, bey sich getragen, lässet keinen ohne Geld seyn 366
Das 53. Capitel. Wenn in der Neu-Jahrs-Nacht der Wind wehet, bedeutet es Pest 368
Das 54. Capitel. Wenn man Suppe gegessen hat, und legt den Löffel auf den Tisch / so er mit dem innern Theile oben fället, so hat man noch nicht satt; dahero soll man noch mehr essen, biß der Löffel mit dem äussern Theile sich aufwärts kehret 370
Das 55. Capitel. Wenn man Brot zu Tische schneidet, und schneidet ohngefehr ein Stücke mehr, als Personen sind, so ist ein hungriger Gast unter Wegens 371
Das 56. Capitel. Wenn einen sehr durstet, daß man offt muß trincken, so hat man einen Pfaffen

sen gesäuget 374
Das 57. Capitel. Wer etwas an sich trägt, das mit Zwirne genähet ist, welcher in der Christ-Nacht gesponnen worden, an dem hafftet keine Lauß, und bleibet auch keine bey ihm, so er welche hat 374
Das 58. Capit. Es ist nicht gut, wenn man mit dem Finger nach dem Mond oder Sternen am Himmel weiset 377
Das 59. Capitel. Die ersten Baum-Früchte müssen von Knaben, und nicht von Mägdlein, abgebrochen werden, weil sie sonst Ritzen kriegen 378
Das 60. Capitel. Wenn bey einem Begräbniß die Glocken helle klingen, so ists ein Zeichen, daß der Verstorbene gern ist in die Kirche gangen 380
Das 61. Capitel. Wen die Nase jucket, der wird in eine Pfitze fallen, oder einen Rausch trincken 382
Das 62. Capitel. Wer einen Creutz-Vogel oder Grünitz im Hause hat, da schlägt das Wetter nicht hinein 383
Das 63. Capitel. Wenn man Bier brauet, soll man einen guten Strauß grosser Brennesseln auf den Rand des Bottigs legen, so schadet der Donner dem Biere nicht 386
Das 64. Capit. Wenn ein schwanger Weib besorget, sie gienge über die Zeit schwanger, soll sie lassen ein Pferd aus ihrer Schürtze fressen, so wird sie gebähren 388
Das 65. Capit. Wenn ein Paar vor dem Altar getrauet

getrauet werden / und einander die Hände geben, welches Hand am kältesten, das stirbt am ersten 389
Das 66. Capitel. Wer am Weyhnacht-Heilig-Abend / am Neu-Jahrs-Heilig Abend, und am H. Drey-König-Heilig-Abend etwas stiehlt, und wird kein mahl darüber ertappet, der kan das gantze Jahr sicher stehlen 391
Das 67. Capitel. Am Freytage die Nägel von Händen und Füssen abgeschnitten hilfft wider das Zahnweh 394
Das 68. Cap. Am Martins-Tag kan man an dem Brust-Beine der Gans sehen, ob es ein kalter Winter werde oder nicht 395
Das 69. Cap. Vor den tollen Hundes-Biß soll man ein Zettelgen aufbinden, worauf die Worte geschrieben sind: Hax, Pax, Max, Deus Adimax 396
Das 70. Cap. Wer einen Kamm kaufft, und lässet solchen in währenden Kauffen fallen, der muß, so offt er sich mit diesem Kamme kämmet, allezeit den Wind hinten aus lassen 398
Das 71. Cap. Die Bauern sollen ihre Mägde, wenn sie das erste Graß im Jahre bringen, tauffen oder mit Wasser begiessen, so schlaffen sie hernach das Jahr nicht beym Grasen 399
Das 72. Cap. Wenn sich ein starcker Sturm-Wind erhebet, so hat sich gemeiniglich iemand gehenckt. 401
Das 73. Cap. Hüner, die aus Eyern ausgebrütet, welche am Grünen-Donnerstage geleget worden sind, ändern alle Jahr ihre Farben 404

Das

Das 74. Cap. Wenn Eheleute einander ehlich beywohnen, und es regnet, so zeugen sie ein Mägdlein, ists aber trocken Wetter, so wirds ein Söhnlein 405

Das 75. Cap. Wenn ein Kind aus einem Hause getragen wird, darff das obere Theil der Hauß-Thüre nicht zu seyn, es wächst sonst das Kind, so es darunter weggetragen wird, nicht grösser 406

Das 76. Cap. Die auf einen Anger aufgelesene Federn soll man in kein Bette thun, es kan kein Kind drauf ruhen, und so es ein Ehe-Bette ist, so entlauffen die Ehegatten von einander 408

Das 77. Cap. Wenn bey dem Bier-brauen gesungen wird, so geräth das Bier wohl 410

Das 78. Cap. Wenn eines kranck ist, und lässet sich das heilige Abendmahl reichen, so muß es sterben. 411

Das 79. Cap. Einen Mannsfeldischen Thaler mit dem Ritter St. Georgen und der Uberschrifft: Bey GOtt ist Rath und That; bey sich getragen, bewahret im Kriege und sonst für feindlichem Geschuß. 413

Das 80. Cap. Wenn man den Storch siehet kommen, und bewillkommet ihn, so thut einem kein Zahn wehe 415

Das 81. Cap. Wenn man früh morgens ausgehet, und betritt mit dem rechten Fuß die Thürschwelle, so hat man des Tages Glück 419

Das 82. Cap. Ein gebraucht Fuß- oder ander Bad soll man nicht ehe, als den andern Tag aus-

ausgiessen, man giesset sonst das Glück mit hinweg. 420

Das 83. Cap. Wenn man eine unversehens gefundene Felge von einem alten Rade im Nahmen der H. Dreyfaltigkeit in eine Scheune wirfft, so thun die Mäuse dem Getreyde keinen Schaden 421

Das 84. Cap. Ein von zusammen gebettelten Pfennigen gemachter silberner Ring am Finger getragen, hilfft wider allerhand Kranckheiten. 423

Das 85. Cap. Einem Kinde soll man seinen Badewisch nicht offt fortlegen, es hat sonst im Alter nirgend eine bleibende Stelle 424

Das 86. Cap. Wenn ein Paar sollen getrauet werden, soll der Bräutigam vorher, ehe sie in die Kirche gehen, das Bier-Faß anzapffen, und den Zapffen zu sich stecken, sonst können ihm lose Leute einen Possen thun, daß er der Braut die eheliche Pflicht nicht leisten kan 426

Das 87. Cap. Am Char-Freytage die Kleider an die Sonne gehenckt, kommen weder Motten noch Schaben drein 427

Das 88. Capitel. Am Char-Freytage Durst gelitten hilfft, daß einem das gantze Jahr kein Trunck schaden kan 429

Das 89. Capitel. Wenn ein paar Leute zur Copulation geführet werden, soll sich auf dem Kirch-Wege der Bräutigam oder die Braut nicht umsehen, es ist nicht gut 430

Das

Das 90. Capitel. Ein paar neue Ehe-Leute, wenn sie von der Trauung heimgehen, sollen eine schwartze Henne voran zu der Hauß-Thür ins Hauß einlauffen lassen, so wird alles besorgliche Unglück auf die Henne fallen 432

Das 91. Capitel. Wenn man von einer Stadt oder Wohnung zu der andern ziehet, und verlieret unter Wegens Brodt, so wird man hinfort alle Nahrung verlieren 434

Das 92. Capitel. Wenn man in eine Stube gehen will, soll man in der Thüre nicht umkehren, denn es ist nicht gut 436

Das 93. Capitel. Wenn ein Weib den Schnupffen hat, soll sie in des Mannes Schuh riechen 437

Das 94. Capitel. Einen eingestochenen Splitter soll man zerkauen, sonst kan er noch mehr schaden 439

Das 95. Capitel. Wer an einem Freytage eine Lauß todt schläget, der bekömmt hingegen neune davor wieder 440

Das 96. Capitel. Wer die drey Heilig-Abende, als Weyhnacht-Neu-Jahr- und Heil. Drey-König-Abend, Geld zehlet, dem wird es das gantze Jahr an Gelde nicht mangeln 442

Das 97. Capitel. Wenn iemand Feuer anschläget, und es siehet ein anders zu, so fängt der Zunder nicht 444

Das 98. Capitel. Wenn ein schwanger Weib über eine Rinne / dadurch eine Glocke gegossen wird, springet / so befördert es ihre Geburt 445

Das 99. Capitel. Wer einen Feind hat, der kan solchen todt beten / wenn er ein gantz Jahr alle Morgen den 109. Psalm betet; hält er aber einen Tag innen, so muß der sterben, der da betet 447

Das 100. Capitel. Wer in der Christ-Nacht Heu stiehlt, und davon dem Vieh giebt, so gedeyet das Vieh, und so er hernach stiehlt, wird er nicht drüber ertappet. 451

BSB Bayerische StaatsBibliothek
MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Schmidt, Johann Georg, 1660-1722

Die gestriegelte Rocken-Philosophie, Oder aufrichtige Untersuchung derer von vielen Super-klugen Weibern hochgehaltenen Aberglauben Allen denen nutzlich zu lesen, die entweder schon ehemals von ein- und andern Aberglauben betrogen worden sind, oder noch betrogen werden können
Bd.: [1]. Das 4. Hundert. - 1718. - S. 259 - 452, 6 Bl.

Chemnitz 1718

L.eleg.m. 714 fq-1
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10576915-2
VD18 11236949-003